Glauben und Wissen

1907. V. Jahrgang — Heft 9, September



Zu den Tiefen der Gottheit.

„Tiefen der Gottheit“ — das ist das Ziel unserer Sehnsucht. Auch die Gottvergessenen, deren Weltanschauung und deren Lebensführung die Überschrift trägt: „es ist kein Gott!“ haben doch Stunden, wo das Fragen nach Gott sich in ihnen regt, wo ihnen der Zweifel zweifelhaft und die Verneinung bedenklich wird, wo sie gern klare und sichere Wege der Erkenntnis haben möchten. Dazu könnten ihnen in solchen Stunden die nachstehenden Betrachtungen dienen, wenn sie davon Gebrauch machen wollten. Vermutlich aber werden das eher gerade solche tun, die schon bewußterweise in innerlicher Verbindung mit Gott leben. Denn es geht der lebendigen Menschenseele mit ihrem Gottverlangen gerade so wie jedem leblosen Stück Eisen mit seiner magnetischen Empfänglichkeit: je näher heran, desto stärker die Wirkung! Das Näherkommen mindert den Zug nicht, sondern es mehrt ihn. Gerade die Gott näher Gekommenen und Kommenden empfinden nur immer stärkere Sehnsucht nach völliger Vereinigung mit ihm.

Beim körperlichen Magnet gibt's dann aber einen Schlußpunkt des Näherkommens: die Berührung, bei der freilich ein jedes doch immer außerhalb des andern bleibt. Der Zug zu Gott aber hat keinen Abschluß. Denn sein Ziel ist nicht ein einzelner Punkt, vielmehr ein Wesen von unendlicher Weite; es hat keine Grenzfläche, vor welcher das kreatürliche Wesen Halt machen müßte. Vielmehr immer tiefer darf, will und muß es hineindringen — immer tiefer! Darum ist das „Nahen zu Gott“ auch dem gottbezogensten Menschengeiste niemals eine abgeschlossene fertige Sache. *Gottessehnsucht bleibt die Signatur auch des frommsten und reifsten Menschen.*

Die zur Geistesstufe erwachte Menschenseele hat bekanntlich dreierlei Tätigkeit: *Denken, Fühlen, Wollen.* Dem entsprechend ist auch ihr Eindringen und

Leben in Gott von dreierlei Art. Sie verlangt nach Gotteserkenntnis, nach Herzensgemeinschaft mit ihm und nach Verwirklichung des göttlichen Willens im eigenen Leben.

Nur in wenigen Menschen sind die drei Geistestätigkeiten gleich stark entwickelt; bei den allermeisten finden sich Verkümmerungen, Einseitigkeiten. Es gibt Verstandesmenschen, die wenig Herz haben; es gibt Gemütsmenschen, denen es an Klarheit des Denkens oder auch an Willenskraft fehlt; und es gibt strenge Moralisten, die wenig Wärme, und auch solche, die wenig Wissensdurst haben. Indessen bedeutet jede auf Gott gerichtete Übung der einen Geistestätigkeit auch eine gewisse Zunahme der anderen. Die „reinen Herzen", deren Streben auf Heiligung geht, werden immer fähiger zum „Gott-schauen" d. h. zur Gotteserkenntnis; die in der Liebe leben, werden auch immer klarer und immer reiner; und ein klares, starkes, dauerndes Gottesbewußtsein übt auch eine Macht auf das sittliche Leben aus und weckt auch allmählich immer mehr Vertrauen und Liebe im Herzen.

Dieser innere Zusammenhang darf nicht verkannt werden. Darum soll für die nachfolgenden Betrachtungen, die zwar zunächst nur auf die Erkenntnis Gottes zielen, ausdrücklich das Mißverständnis abgewehrt sein, als ob unser Verlangen danach jemals allein auf dem Wege des Forschens und Nachdenkens voll befriedigt werden könnte. Wer Gott erkennen will, darf nicht versäumen, ihm sein Herz zuzuwenden, und nicht versäumen, den uns kundwerdenden Gotteswillen zur Lebensnorm zu nehmen. Ohne Gebetsverbindung und ohne Heiligungsstreben bleibt alle erlernte oder auch selbstgefundene Wahrheitserkenntnis ein unbrauchbares Gut. — Mit anderen Worten: unser Gott-suchen darf nicht eine bloße Verstandesarbeit sein, es muß zugleich eine Herzenssache sein, verbunden mit sittlicher Tat.

* * *

Um Erkenntnis handelt es sich hier für uns. Erkennen kann man nur das, was irgend eine Wirkung auf uns ausübt. Das mag ein Lichtreiz, eine Schallschwingung, ein Druck, Stoß oder Widerstand sein, vielleicht auch eine Botschaft aus der Ferne durch Brief oder Funken; es kann auch eine menschliche Liebeserweisung oder eine Gehässigkeit sein, wovon unser Herz berührt wird. Die Einwirkung von außen muß aber auch innerlich aufgenommen werden durch eigene Tätigkeit des Subjekts. Diese zwei Faktoren gehören immer zu jedem Wahrnehmen und Erkennen.

Es darf nicht übersehen werden, daß wir nicht das wirkende Objekt selber in uns aufnehmen, sondern immer nur Wirkungen von ihm erfahren. Trotzdem haben wir ein unmittelbares Verständnis dafür, daß die Wirkungen von einem „wirksamen" und „wirklichen" Wesen verursacht sind; und zwar haben wir dies Verständnis aus unserem eigenen, leibliche und geistige Tätigkeit ausübenden Wesen. Eben daher wissen wir auch, daß jede Tätigkeit Wirkung einer **Kraft** ist. (Was unter „Kraft" zu verstehen ist, kann begrifflich nicht weiter bestimmt werden; jede Definition, d. h. Begriffsbestimmung würde doch nur eine Umschreibung, nur ei

anderer Ausdruck dafür sein. Es bedarf aber auch keiner Definition, weil jeder geistig gesunde Mensch aus eigener Erfahrung weiß, was „Kraft" ist.)

Leider hat auf diesem Gebiete das gesunde richtige Bewußtsein eine recht verwirrende Anfechtung erlitten. Das hat, ohne es zu wollen, ja ganz gegen seine Absicht der große Kritiker Kant verschuldet. Um irrige Spekulationen auszuschließen, hat er zuvörderst das menschliche Erkenntnisvermögen zum Gegenstande gründlicher Untersuchung gemacht. Da fand er nun, daß alle unsere Wahrnehmung und unser Denken subjektive Form habe; die Wahrnehmung sei immer räumlich und zeitlich und das Denken geschehe immer nach dem Schema von zwölf dem Subjekt eigenen Kategorien, zu denen u. a. das „Dasein" und die „Kausalität" (das Verhältnis von Ursache und Wirkung) gehöre.

Wir müssen anerkennen, daß Raum und Zeit in der Tat subjektive Anschauung, und Kausalität in der Tat ein Schema unseres subjektiven Denkens ist. Das aber ist — wie u. a. Trendelenburg in seinen „logischen Untersuchungen" gezeigt hat — eine große Übereilung des sonst so bedächtigen Philosophen, daß er durch den subjektiven Charakter dieser Formen ohne weiteres den objektiven Charakter derselben als abgetan und ausgeschlossen ansieht! — Hätte er nur auch die Frage aufgeworfen, woher denn der Mensch gerade diese Anschauungs- und Denkform hat, dann hätte er wohl finden müssen: Der Mensch, der ja selbst zur räumlichen, zeitlichen und kausalen Welt gehört, hat diese Erkenntnisformen gerade darum, weil sein eigenes Leben, all seine eigene leibliche und geistige Tätigkeit nach diesen Formen sich vollzieht. Das aber läßt Kant unbeachtet und so gerät er und die ganze Schar seiner Anhänger in das unlösbare Wirrsal, daß die von uns angeschaute und denkend erkannte Welt, zu der wir doch selbst gehören, ihre ganze Existenz erst durch die Geistestätigkeit des menschlichen Subjekts habe, und daß diese Tätigkeit selber, die doch auch ein kausaler Akt ist, nur subjektive aber keine objektive Wirklichkeit habe! Fürwahr, man sollte endlich diesen Kantischen Irrtum in das historische Museum ausgestorbener Wundertiere versetzen!

Können wir an der Wirklichkeit unserer eigenen Geistestätigkeit nicht zweifeln, so können wir's auch nicht an der von außen her auf uns ergehenden Einwirkung. Sind aber die Wirkungen etwas Tatsächliches, Objektives, so sind selbstverständlich auch die wirkenden Kräfte etwas Objektives, d. h. sie haben Wirklichkeit unabhängig von unserer Auffassung.

Befreit von allem Zweifel an der Wirklichkeit der Dinge und der Vorgänge in der Welt, befreit von jedem der Kausalität gegenüber angeregten Mißtrauen, dürfen wir der Welterforschung mit staunender Freude uns hingeben! und gerade die Kausalitätslinien, ja sie allein sind uns der rechte und zuverlässige Ariadnefaden in dem Labyrinth der Erscheinungswelt, aber auch das untrügliche Senkblei für die unendliche Tiefe der darunter liegenden, alles tragenden unsichtbaren Wirklichkeit, d. h. zur Erforschung der schaffenden Urkraft. — Freilich müssen wir dazu auch die rechte und volle Erkenntnis der Kausalität haben. Gerade darüber herrscht aber noch viel Unklarheit.

Drei Arten oder Richtungen von Kausalität sind zu unterscheide[n]. Jedes Wirkliche ist von allen dreien durchzogen; gerade wie durch jeden Punkt de[s] Raumes drei einander rechtwinklig schneidende Linien gehen. (Man zeichne auf ei[n] Blatt Papier zwei sich rechtwinklig schneidende Linien und steche im Schnittpunkt senkrecht eine Nadel hindurch; so gewinnt man die Anschauung eines räumliche[n] Ordinatensystems; man sieht, daß der Raum drei Dimensionen hat und habe[n] muß, die wir Länge und Breite und Tiefe oder Höhe nennen.) Alle dre[i] sind gleichartige, mathematische, gerade Linien von unendlichem Verlauf. S[o] gehen nun auch durch jeden Punkt der Wirklichkeit drei Kausalitätslinien.

1. Jedes Wirkliche hat eine zeitliche Reihe von Zuständen, seien e[s] wechselnde oder gleichbleibende. Jeder Zustand ist verursacht oder herbeigeführt durc[h] den vorhergehenden und er bedingt oder verursacht wiederum den nachfolgenden. Ursache und Wirkung folgen hier nacheinander und zwar in ununterbrochener endloser Kette, indem immer die eingetretene Wirkung als Ursache weiterwirkt. Zeitlicher Verlauf ist das Charakteristische dieser Kausalitätsreihe.

Diese zeitliche Kausalität kommt uns am leichtesten zum Bewußtsein, weil ihr[e] Betätigung so augenfällig in jeder Bewegung der Körper, in jeder Veränderun[g] ihres Zustandes, ihres Aussehens wahrgenommen wird. Selbst zerstreute und stumpfsinnige Menschen bemerken und kennen wenigstens den Zeitverlauf, die charakteristische Form der ersten Kausalität.

2. Davon ist nun eine zweite Art oder Richtung von Kausalität zu unterscheiden. Diese stellt sich nicht als eine fortschreitende Reihe von zeitlich aufeinande[r] folgenden Aktionspunkten dar, sondern ist ein unendliches Netz wirksame[r] Beziehungen zwischen allem Wirklichen: eine seitlich verbindend[e] Kausalität.

Alles Körperliche ist durch die Anziehungs- oder Schwerkraft unter sich verbunden; alle Kohäsion und Adhäsion, alle chemische Verwandtschaft der Stoffe, jede[r] magnetische Zug, ja jede physikalische Eigenschaft stellt eine wirksame Beziehung de[r] Dinge untereinander dar.

Es gehört nun schon schärferes Nachdenken dazu, um diese seitlich sich erstreckende Kausalität zu erkennen, als zur Beachtung der zeitlichen. Manche oberflächliche Menschen kommen überhaupt nicht zur Erkenntnis der verborgenen Verbindungskräfte in der Welt, und viele, die wohl durch Beschäftigung mit Naturwissenschaft eine Kenntnis davon erlangt haben, sind doch darüber nicht klar, daß di[e] zeitliche und die seitliche Kausalität zu unterscheiden ist. — Die Bewegung eine[r] fliegenden Kugel ist in jedem Augenblicke hinsichtlich ihrer Richtung und ihrer Geschwindigkeit bestimmt durch die Bewegung, welche sie in dem vorhergehenden Augenblicke hatte, und weiter zurück: durch den empfangenen Anstoß, mag es eine Pulverexplosion gewesen sein oder der Schlag eines Ballholzes oder sonst etwas andere[s]. Es darf aber nicht übersehen werden, daß die gesamte Bewegung, wie sie aus jenem Anstoße entspringt und wie sie sich weitergestaltet, durchaus bedingt, ja überhaup[t] ermöglicht ist durch die ganze Qualität des Körpers, insbesondere durch sei[n]

spezifisches Gewicht, d. h. also durch die zwischen ihm und dem Erdball wirksame Anziehungskraft. — Jeder Schritt eines Oxydationsprozesses, z. B. das Weiterfressen eines Rostfleckens entspringt aus dem im vorhergegangenen Augenblicke erreichten Zustande; aber die Tatsache und der ganze Verlauf dieses Prozesses ist doch die Wirkung der eigentümlichen innern Verwandtschaft des Sauerstoffes und des Metalls. — Die zeitlichen Wirkungen beruhen wohl in ihrer Eigenart auf den seitlich wirksamen Beziehungen; aber es gibt Verwirrung, wenn man die beiden Kausalitäten nicht unterscheidet.

3. Endlich aber gibt es noch eine dritte Art von Kausalität. Sie ist die verborgenste und wird von vielen, auch von gebildeten und nachdenkenden Menschen überhaupt nie beachtet; und doch ist ihre Erkenntnis zum richtigen Weltverständnis ganz unentbehrlich. Weshalb man diese Kraftwirkung zu übersehen pflegt, liegt daran, daß sie nicht augenfällig in zeitlicher Veränderung zutage tritt, sich auch nicht einmal als eine unsichtbare Verbindungslinie zwischen Wirklichkeitspunkten durch vermittelnde Funktionen bemerkbar macht, daß ihre Wirksamkeit sich vielmehr ganz im Innern eines jeden Wirklichen vollzieht. Es ist die existenzbegründende **Daseinskraft.**

Die landläufige Meinung, daß „Existieren" oder „Dasein" eigentlich nur ein ganz untätiges Sein bedeute, ist doch in Wahrheit eine wunderliche Gedankenlosigkeit, die wenigstens seit der jetzt allgemein bekannten und als naturwissenschaftliches Grundgesetz anerkannten Entdeckung von der „Unzerstörbarkeit des Stoffes" und der „Konstanz der Kraft" (oder Beharrung der Kraft) nicht mehr herrschen dürfte. Jedermann weiß, daß jedes Stoffteilchen wohl seinen Zustand (auch seinen Aggregatzustand) ändern kann, daß es aber durch keine Pressung zunichte gemacht und durch keine Verdünnung in ein Nichts verflüchtigt werden kann. Der Vernichtung setzt es unüberwindlichen Widerstand entgegen. — Ebenso kann auch jede Kraft ihre Betätigungsform wechseln. Massenbewegung kann sich in Vibrieren der kleinsten Teile umsetzen, kann zu Wärme werden, kann leuchten, kann elektrischer Strom werden u. s. w. Vernichtet aber wird sie nicht! — Wer dies merkwürdige Widerstandleisten bedenkt, muß doch erkennen, daß dazu eine Kraft erforderlich ist. Nach ihrer Wirkung bezeichnen wir dieselbe als **„Daseinskraft"**. Ihre Tätigkeit ist Selbstentfaltung. Und darin liegt immer ein Zielstreben.

Wie ebendieselbe Raumesdimension von uns als „Tiefe" und als „Höhe" angeschaut und benannt wird, je nachdem wir abwärts oder aufwärts blickend uns ihren Verlauf vergegenwärtigen: so auch nennen wir ebendieselbe Kausallinie „Seinesbegründung", wenn wir von dem erreichten Niveau der Erscheinungswelt her rückwärts in die Tiefe seiner Ursache blicken; und nennen sie „Wesensentfaltung", wenn wir vorwärts in der Richtung ihres Wirkens auf das Ziel hin blicken. (Vgl. m. Geschichte der alten Philosophie. S. 2—4.)

Auch für das rein wissenschaftliche Weltverständnis hat diese Unterscheidung der drei Kausalreihen, die durch jedes Wirkliche hindurchgehen, eine aufklärende Bedeutung. Sie ermöglicht doch eine gewisse Gruppierung der so mannigfaltigen Naturkräfte und -vorgänge und bewahrt vor irrtümlichen Zusammenstellungen. Z. B. das

schwierige „Rätsel der Schwerkraft“, welches man mit verzweifelten Anstrengungen und doch vergeblich durch Annahme von Druck oder Stoß, auf jeden Fall durch räumliche Bewegung zu erklären sich abmüht, gehört überhaupt nicht zu den zeitlich wirkenden Bewegungskräften, sondern zu den seitlich verbindenden Beharrungskräften oder wirkenden Qualitäten, die wohl den eigenartigen Verlauf und Wandel jeder Bewegung bestimmen, aber doch nicht diese selbst verursachen.

Die rechte Welterkenntnis aber (nicht das Vielwissen sondern das Klarsehen!) hat nun doch über das bloß theoretische Interesse hinaus auch einen religiösen Wert. Denn alles Dasein und So-sein der Dinge und alle Naturvorgänge beruhen schließlich auf der Wirksamkeit der einigen unendlichen Daseinsursache. Aus dem Wirken aber, und zwar allein daraus, erkennen wir das Wesen der betreffenden Kraft und so auch der Urkraft alles Wirklichen, d. h. der schaffenden und weltdurchdringenden Gottheit.

Die wichtigsten und dem Menschen unentbehrlichsten Elemente der Gotteserkenntnis sind nun bekanntlich schon von alten Zeiten her durch die sogenannten „Heiligen Schriften“, insbesondere durch unsere „Heilige Schrift“, die auch eine Geschichte des Wachstums und der Auslegung hat, von Geschlecht zu Geschlecht übermittelt — ein überaus wertvolles Erbe und Besitztum! Durch Unterricht, Predigt und allerlei Erbauungsschriften werden diese geistigen Schätze gehoben, ausgemünzt und verbreitet. Die hier vorgelegten Betrachtungen verfolgen nun in einer andern Weise als der biblischen und herkömmlichen die Linien der göttlichen Kausalität; trotzdem sind auch sie notwendig beeinflußt und innerlich geleitet von den Hauptlichtpunkten der schon in der Heiligen Schrift ausgesprochenen Erkenntnis. So läßt sich denn auch ihr Gesamtergebnis gruppieren und zusammenfassen unter die Schriftworte:

„Einer ist der Allerhöchste, allmächtig, der Schöpfer aller Dinge“ (Sir. 1, 7),

„Der Vater hat das Leben in ihm selber“ (Joh. 5, 26),

„Gott ist Geist“ (Joh. 4, 24),

„Gott ist Liebe“ (1. Joh. 4, 16).

Diese Wahrheiten sind wohl allen Christen bekannt; auch die Juden bestreiten sie nicht. Aber der Vollgehalt solcher Worte wird doch immer nur annäherungsweise erkannt. Wir haben's alle immer noch nötig, „forschend“ in die „Tiefen der Gottheit“ zu schauen, immer noch nötig, beim Weltanschauen unser Gottesbewußtsein wecken und stärken zu lassen. Gerade dazu ist nun diejenige Art des „Forschens“ förderlich, zu welcher diese unsere Betrachtungen Anlaß geben sollen: die Verfolgung der Kausalitätslinien; denn das sind die Wege des göttlichen Wirkens.

Ganz allgemein verlangt man heutzutage „exakte Forschung“. „Exakt“ heißt aber „genau“. Mit größter Genauigkeit und Sorgfalt werden denn auch die Spezialuntersuchungen auf allen Gebieten der Natur ausgeführt — in einer Hinsicht aber läßt man es meistens an Genauigkeit fehlen: in der Beachtung der Kausalität fehlt es gar oft an logischer Exaktheit. Man fragt nicht nach der

Daseinsursache, obwohl doch die obenerwähnte Widerstandsfähigkeit aller Körperatome und die Beharrung aller Kraft aufs deutlichste auf eine solche hinweist. — Wem es heiliger Ernst ist mit der Wirklichkeitserkenntnis, der darf sich solcher Nachlässigkeit nicht schuldig machen. Religiöser Sinn macht keineswegs unwissenschaftlich, wie so viele meinen; sondern im Gegenteil, scharfsichtig und klar.

Verweilen wir einen Augenblick bei der allgemeinsten und elementarsten Wirkung der Daseinskraft. Sie stellt sich uns dar in der Form räumlicher Ausdehnung, die wir „Körperlichkeit" zu nennen pflegen. Das ist also die uns zunächst sich erschließende besondere Qualität dieser vorborgenen Ursache, daß sie aus einem Kraftwesen ein Körperwesen macht. (Man sage nicht, das sei doch etwas ganz unmögliches. Vielmehr ist es eine logisch unabweisbare Behauptung und müßte, weil eben jede Wirkung ihre Ursache d. h. bewirkende Kraft haben muß, mit Bestimmtheit ausgesprochen werden, auch wenn wir gar keine Analogie dafür hätten. Nun aber haben wir gerade hierfür eine Analogie (ähnliche Tatsache) in unserer eigenen Erfahrung. Schon oben ist darauf hingewiesen, daß wir bei unserer Wahrnehmung nicht die Gegenstände selber in unsere Sinne aufnehmen, sondern nur ihre Einwirkungen empfinden. Der Eindruck dieser Kraftwirkungen stellt sich uns aber trotzdem als körperliches Gebilde dar — ein deutlicher Beweis dafür, daß Körperlichkeit im Grunde tatsächlich nichts anderes als Kraftwirkung ist!)

Übt aber die Daseinsursache, auf die wir durchs Gesetz der Kausalität geführt wurden, die Wirkung aus, ihre Kraft in der Form der Körperlichkeit darzustellen, dann ist sie offenbar gerade das, was in der religiösen Weltbetrachtung die **Schöpferkraft** genannt wird. — Daß die Naturwissenschaft diesen Hintergrund oder Untergrund der Welt für gewöhnlich bei ihren Untersuchungen nicht mit in Betracht zieht, kann uns nicht wundern und es soll ihr daraus auch kein Vorwurf gemacht werden. Das aber sollten die führenden Geister und alle Lehrenden doch als ihre Pflicht erkennen, dafür zu sorgen, daß das Bewußtsein von solcher Schöpferkraft im Volke nicht ganz einschlafe und daß die Entwöhnung von diesem Gedanken nicht gar zum blind verneinenden Vorurteil werde!

Weiter! — Da die ganze Körperwelt durch die Schwerkraft und auch sonst noch durch bekannte und unbekannte Beziehungen innerlich verbunden ist, einen einheitlichen Zusammenhang hat, so muß auch die solches wirkende Kraft eine **einheitliche** sein. Niemand bestreitet oder bezweifelt den allumfassenden Weltzusammenhang; vermutlich aber wird derselbe gerade bei der Naturforschung recht wenig klar bedacht. Und noch viel seltener wird dabei wohl der doch damit unabweisbar zusammenhängende Gedanke der alles umfassenden einigen schöpferischen Gotteskraft vollzogen. Eher noch erregt wohl einmal der „Ausblick auf irgend ein Stück der Unendlichkeit," sei es auch nur ein Stückchen blauer Himmel oder das grenzenlose Meer, den gefühlsmäßigen unbestimmten Eindruck eines unendlichen Weltalls und einer einigen, alles beherrschenden Kraft. Dieser Eindruck hat sein volles Recht und sollte nur recht oft in gesammelter Stimmung gesucht und genossen (!) werden, auch nach Möglichkeit begrifflich durchgedacht werden!

Damit verbindet sich dann auch naturgemäß der Gedanke und die Erkenntnis der zeitlich endlosen Dauer derselben Schöpferkraft. Denn es ist ja selbstverständlich, daß das Wirkliche nicht erst in irgendeinem Zeitpunkte ursachlos aus dem Nichts ins Dasein getreten sein kann; und ebenso, kann es nicht in irgendeinem Zeitpunkte wirkungslos in Nichts zerfließen. So müssen wir denn das Wirkliche in der Erscheinungswelt d. i. die darin wirkende Urkraft in strengem Sinne **„ewig“** nennen.

(In abgeschwächtem Sinne nennt man wohl auch das scheinbar Unveränderliche „ewig“: z. B. den Fixsternhimmel, sogar die Felsen und andere irdische Dinge. Nachdenkende Menschen sind sich dabei der Ungenauigkeit unserer Redeweise wohl bewußt. Die körperlichen Elemente aber im vollen Sinne als „ewig“ zu bezeichnen tragen viele, auch nachdenkende Menschen kein Bedenken. Wer das tut, macht sich aber doch einer Übereilung schuldig. Was von dem Wirklichen gilt, das gilt darum noch nicht von seiner uns jetzt vor Augen stehenden Daseinsform, von seiner Körperlichkeit. Man kann es vermuten, man kann es für wahrscheinlich halten, daß auch die körperliche Daseinsform zeitlich anfangslose und endlose Dauer habe: aber ein sicheres Wissen haben wir darüber nicht. Aus Erfahrung können wir solches nicht wissen; und aus dem Kausalgesetz kann man es auch nicht ableiten.)

Endlich aber ist noch eine auch für unser religiöses Bewußtsein wichtige Erkenntnis über die in der Welt sich entfaltende schöpferische Kraft aus dem Kausalgesetz zu gewinnen. Wie jeder einzelne Gegenwartspunkt der zeitlichen Entwicklung einen Vorgänger hat und dieser wiederum ebenso auf den vorhergehenden gefolgt ist u. s. w., und wie jede Wirkung, die ein Ding auf ein anderes ausübt, selber wiederum abhängig ist von Einwirkungen, die es weiterhin von anderer Seite her erleidet und diese wieder ebenso von anderen Größen u. s. w. — mit anderen Worten: wie in der zeitlichen und in der seitlichen Kausalitätsreihe jede einzelne Aktion nicht etwa nur auf einer einzigen isoliert schwebenden Vorstufe beruht, sondern auf einer kontinuierlichen unendlichen Reihenfolge: ebenso nötigt uns das „logische Gesetz der Reihe,“ auch die Daseinsbegründung für jeden einzelnen Wirklichkeitspunkt nicht etwa nur sozusagen „einstufig“ oder „einschichtig“, als einmaligen Akt einer damit sich erschöpfenden Kraft zu verstehen, sondern vielmehr eine **unendlich tiefe schöpferische Kraft** als Daseinsursache des in der Erscheinungswelt entfalteten Wirklichen zu denken.

So trägt denn jedes einzelne Ding und jeder einzelne Vorgang für den Kundigen und Achtsamen ein Geheimzeichen an sich, einen Stempel seines ewigen Wesens und Ursprungs; und ein ernstes strenges Nachdenken über die uns innerlich und äußerlich bezeugte Kausalität führt den nach Wahrheit verlangenden Menschengeist auch hier zu einem Blick in die Tiefen der Gottheit. Etwas Großes fürwahr und zum stillen Staunen Erweckendes ist schon der Gedanke dieser ewigen, allgegenwärtigen, unendlichen, schöpferischen Kraft in der Welt! Aber dennoch — selbst in den Augenblicken, wo unser Bewußtsein aufs stärkste von diesem Gedanken ergriffen und beherrscht ist — haben wir bei solcher Betrachtung allein doch mehr das Gefühl des Mangels und der Gottesferne als das einer beglückenden Gottesnähe. Gerade darum aber treibt es uns, noch weiter zu spähen und zu lauschen auf die Kundgebungen d. h. die wahrnehmbaren Wirkungen der göttlichen Urkraft in der Welt.

Da kommt nun die **Tatsache des Lebens** in Betracht. — Verschieden von all den schon erwähnten physischen Prozessen, welche auf rein körperlichen Beziehungen beruhen und in rein körperlicher Bewegung von Massen oder Atomen sich vollziehen, verschieden davon ist der *organische* oder *Lebensprozeß*.

Alles Organische ist *auch körperlich*; aber **nur** *körperlich* ist es nicht. Ganz berechtigt ist der Versuch, der immer wieder mit größtem Eifer gemacht wird, den Lebensprozeß gänzlich als Ergebnis vieler zusammenwirkender Stofftätigkeiten zu erklären, zumal sich nachweisen läßt, daß viele von den physischen, namentlich den chemischen Prozessen zur Aufnahme und Verarbeitung der Nahrung und zum Aufbau des lebenden Organismus sowie zu allen seinen Tätigkeiten dienstbar und unentbehrlich sind. Verkehrt aber ist es, sich grundsätzlich (unter Leugnung oder gewaltsamer Umdeutung entgegenstehender Tatsachen) darauf zu versteifen, daß *keine andersartige Kraft* als die auch in den leblosen Stoffen wirkenden Kräfte im lebenden Organismus angenommen werden dürfe. — Wenn eine Theorie offenkundige Tatsachen unberücksichtigt läßt, so verdient sie nicht mehr den Namen der „exakten" d. h. „genauen" Forschung. Eine wahrhaft genaue Beobachtung des organischen Lebens findet — auch abgesehen von den aus den Stoffkräften nimmermehr zu erklärenden *geistigen* Tätigkeiten — schon im Bereich der niederen Tiere und selbst der Pflanzen *mancherlei, was durch rein elementare oder stoffliche Kräfte nicht verursacht sein kann*, also auf *andersartige Ursachen* zurückgeführt werden muß.

1. Alles Organische baut sich auf aus lebenden **Zellen.** Der rein elementare Stoff hat diese Form *nicht*; er nimmt sie nur an, wenn er selbst von einem lebenden Organismus aufgenommen und entsprechend umgewandelt wird. Wenn etwa einmal zur Zellenbildung taugliche Stoffe auf mechanischem Wege in Zellenform gebracht werden, so sind das doch (wie alle Experimente zeigen) *keine lebenden* Zellen. Die lebenden Zellen haben — im Gegensatz zu allen anderen eigenartigen Formbildungen, z. B. den Kristallen — *ein innerliches Wachstum*. Kristalle wachsen durch äußere Zunahme; Zellengebilde durch innere Stoffaufnahme, Zerteilung und Vermehrung.

2. Dies Wachstum steht im Dienste einer bestimmten **eigenartigen, gesetzmäßigen Entwicklung** des ganzen organischen Gebildes. So mannigfaltig auch die Entwicklung der einzelnen Organismen je nach ihrer Art und je nach ihrer besonderen Situation und äußern Beeinflussung ist, das Grundgesetz bei all ihren Veränderungen ist doch immer dies: *Wachstum* — *Spaltung und Mehrung der Zellen* — *Ausbau des Organismus* — *Neubildung gleichartiger Organismen*. Eine derartige Regel gibt es für die Veränderungen der rein elementaren Gebilde nicht. Wohl ist auch das Verhalten des elementaren Stoffes ein ganz gesetzmäßiges, richtet sich streng nach den jeweiligen Einwirkungen von außen her; aber es hat keine innerlich bestimmte Reihenfolge. Für den Stoff eines Eiskristalls ist es völlig *gleichgültig*, ob es wächst oder schmilzt, ob es verdunstet oder flüssig bleibt, ob eine anderweitige Verbindung eintritt, oder ob auch die Bestandteile Wasserstoff und Sauerstoff sich scheiden, *ob all solche Wandelungen in dieser oder jener*

Reihenfolge eintreten. Das organische Gebilde aber hat eine Gesamtrichtung die es in all seinen Veränderungen bewahrt. *Es hält Kurs* wie ein sicher ge steuertes Schiff. Jeden irgend noch brauchbaren Wind und jede Strömung benutz es nach Möglichkeit zum Vorwärtskommen in seiner Fahrtrichtung. Wind, Wellen Meeresströme, Klippen, Eisberge, Treibholz, auch mitfahrende oder begegnend Schiffe — all die äußeren Umstände üben Einfluß auf die Fahrt, fördernden ode hemmenden, manchmal auch vernichtenden — aber bei alledem *wird Kurs gehalten* solange das Schiff noch seetüchtig ist, und so gestaltet sich die Fahrt ganz anders als wenn etwa ein Baumstamm oder ein Wrack steuerlos und planlos dahintreibt nur den Wogen und allen anderen äußeren Gewalten gehorchend. So ist's auc mit den lebenden Organismen im Gegensatz zu den leblosen körperlichen Gebilden die ohne inneres Entwicklungsgesetz sich nur so bewegen und wandeln, wie die äußeren Einwirkungen es bedingen. Diese Tatsache verkennt kein einsichtiger Mensch. Nun wohl — so mache man auch Ernst mit dieser Einsicht und bedenke und erkenne an daß dies merkwürdige Kurshalten doch eine *eigentümliche Regelung* de Funktionen (d. i. des wirksamen Verhaltens) der zum Organismus gehörenden Stoff bedeutet und daß diese Regelung *durch eine wirkende* **Kraft** geschieht, der wi einen besondern Namen geben müssen, sei es „*Lebenskraft*“, sei es „*organisch Kraft*“, sei es auch „Dominante“.

3. Diese Kraft hat nun zu den Stoffen des betreffenden Organismus ein anderes Verhältnis als die Elementarkräfte zu ihren Stoffen. Jene hängen unlöslich zusammen. Jedes Atom hat und behält dauernd gerade seine Qualität, d. h. sein eigentümliche Wirksamkeit, nach Art und Stärke unveränderlich. Im lebenden Organismus aber ist beständiger **Stoffwechsel**, während die Kurs-haltende, den Ent wicklungsgang bestimmende Kraft dieselbe bleibt. Längst schon ist der Stoffwechse als etwas Charakteristisches am organischen Prozeß bemerkt und beobachtet; und ebenso *ist der unveränderliche Zusammenhang der Elementarkräft mit ihren Stoffen* seit langem ein unbestrittener Satz der Naturforschung — da ist's doch wirklich eine wunderliche Gedankenlosigkeit, wenn noch immer von einigen behauptet wird, die „organische Kraft“ sei nichts als eine Komposition von Elementar kräften! (Eine ausführlichere Behandlung dieses Gegenstandes findet sich in meinem „Apologetischen Handbuche“. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses 1906.)

Ergibt sich nun aus der „exakten Beobachtung“ der Wirklichkeit mit logische Notwendigkeit, daß der Lebensprozeß der Organismen durch das Einwirken eine eigenartigen Kraft verursacht wird, so ist es schon um der klaren Welterkenntnis willen aufs dringlichste anzuraten, daß wir unser Denken recht oft ausdrücklich gerade auf diese Kraft lenken und uns gewöhnen, sie als eine „Realität“ (als eine wirkliche Sache) in unserm Weltbilde zu haben. Manchem wird das deshalb schwer, weil er befangen ist in dem Wahne, das Wirkliche müsse immer *körperliche* Natur haben Dieser unrichtige, beschränkte Begriff des Wirklichen mußte aber schon da aufgegeben werden, wo wir uns darüber klar wurden, daß die *Körperlichkeit* eines Wirk lichen selber erst das *Ergebnis einer wirkenden Kraft* ist, die doch also sicher lich auch zu dem „Wirklichen“ zu rechnen ist. (Vgl. S. 291.)

Haben wir uns aber erst an die Beachtung dieser zwar — wie alle Kraft — im verborgenen wirkenden, jedoch sich deutlich bezeugenden organischen Kraft gewöhnt, dann führt uns wohl unser ganz erwachtes logisches Bewußtsein auch auf der dritten Kausalitätslinie, d. h. in der Richtung der Daseinsbegründung, noch eine Stufe tiefer hinab zu der Erkenntnis, daß auch diese in der Erscheinungswelt sich betätigende organische Kraft eine **Existenzursache** haben muß. Wir erkennen, daß hier eine **aus unendlicher Tiefe heraufkommende, Leben schaffende Urkraft** wirkt. Wenn unser Kausalitätsbewußtsein auch für diese Tiefendimension erwacht ist, dann kann es auch „metaphysisches" Bewußtsein oder religiöser Sinn genannt werden. Daß dieser sich auch bei der Naturforschung geltend mache und zum Ausdruck komme, ist zwar nicht zu erwarten; daß aber wenigstens die im Niveau der Erscheinungswelt sich betätigende organische Kraft beachtet und anerkannt werde, so viel wissenschaftlichen Sinn darf man von jedem Naturforscher verlangen. (Schluß folgt.) O. Bertling.



Die Furcht vor dem Tode.

(Schluß.)

Viele Menschen fürchten weniger den Tod, als, wie es scheint, den Vorgang des Sterbens selbst. Sie stellen sich die Trennung von Seele und Leib recht sonderbar vor. Mitunter glauben sie, es geschehe gewaltsam, unter Schmerzen und Qualen. Sie erinnern sich, wie schmerzlich es ihnen war, als ihre Angehörigen starben. Es steht ihnen lebhaft das Bild des Todeskampfes ihrer vorausgegangenen Lieben vor Augen. Der Gedanke: der Leib, den sie einst liebten, in den Armen hielten und herzten, sei nun starr, tot, der Verwesung verfallen; das Auge, das sie so herzlich angeblickt, sei erloschen, der Mund der so viel Liebes sprach, sei verstummt — das alles macht sie vor dem Gedanken an den Tod zurückbeben, erregt in ihnen Furcht und Angst. Den „Kindern des Lebens" ist die Vorstellung von „Totsein" schrecklich, ja unerträglich. Für sie, die sich gesund, kräftig fühlen hat der Gedanke, daß es einst anders sein wird, daß auch sie einmal eine starre Leiche sein werden, etwas Aufregendes, Empörendes. Ihnen ist das Leben ein Genuß, der Tod also ein Unglück. Er reißt sie ja aus dem Leben heraus, aus dem Leben, das doch so schön war. „Süßes Leben! Schöne, freundliche Gewohnheit des Daseins und Wirkens! Von dir soll ich scheiden!" sagen mit Goethe gar viele Menschen. Der Gedanke läßt sie nicht zur Ruhe kommen, daß sie das Leben, das doch so kurz ist, zu wenig genossen haben, oder daß sie zu wenig gearbeitet, das Leben nicht ausgenützt haben, um Reichtümer zu sammeln. Es befällt sie eine Art Reue. Je nach Anlage ihres Charakters suchen sie den Becher der Freude zu leeren bis zur Hefe, sie taumeln

von Genuß zu Genuß, oder sie überhasten die Arbeit, um Reichtümer zu häufen, die sie doch zurücklassen müssen, wenn sie sterben!

Andere fürchten das langwierige Krankenlager als Übergang zum Tode, die damit verbundenen Schmerzen und vielleicht auch die materiellen Schäden infolge eines langen Krankenlagers. Sie wünschen sich einen plötzlichen, raschen Tod, um mit einem Schlage das Leben abzuschließen, um nicht spüren zu müssen, was das heißt: sterben. Auch ihren Angehörigen wünschen sie ebenfalls rasche Todesarten. Wir wollen hier nicht untersuchen, ob ein langsames oder rasches Sterben wünschenswert und heilbringend ist, aber solche Wünsche nach einem raschen Tode sind meist nur Äußerungen des Egoismus. Solche Leute wollen ihre Lieben, ihre Freunde nicht leiden sehen, um selbst nicht Schmerz empfinden zu müssen, der ihnen nicht erspart bliebe, wenn sie Zeuge sein sollten, wie andere sterben. „Sie wollen nicht zusehen, wie der Tod am Leibe ihres Genossen sein unerbittliches Werk verrichtet.“ [1])

Bei Anderen, die nicht in wirtschaftlich gesicherter Lage sind, deren Verhältnisse — vielleicht waren ihre Gewohnheiten, Leidenschaften, Laster schuld daran — es nicht gestatteten Ersparnisse zurückzulegen, für ihre Hinterbliebenen zu sorgen, solchen ist in der Todesstunde der Gedanke schrecklich, ihre Kinder, Frauen, Geschwister und andere Angehörigen unversorgt zurückzulassen, ohne ihnen die Hilfsmittel, den Anforderungen des Lebens nachkommen zu können, geschaffen zu haben, als es noch Zeit zum arbeiten und sparen war. Sie fürchten den Tod, nicht weil er ihnen das Leben kürzt, welches ohnehin eigentlich voll Mühe, Plage und Entbehrungen war, sondern weil durch ihren Tod die, welche ihrem Herzen am nächsten stehen, in eine schlimme Lage gebracht werden. Sie suchen, wenn es möglich wäre, den Tod hinauszuschieben, den sie fürchten und dem sie doch nicht entgehen können.

Es gibt Menschen, die zu wissen glauben, daß mit dem Tode alles aus ist, die sich mit dem bekannten Spruche sagen: „ich komme und weiß nicht woher, ich bin und weiß nicht was, ich gehe und weiß nicht wohin, mich wundert's, daß ich so fröhlich bin!“ — Können solche Leute dem Leben überhaupt noch fröhliche Seiten abgewinnen? Nichts trostloser, grauenhafter und fürchterlicher, als der Gedanke an das „Nichts“, das dem Tode folgen soll. Es ist zu wundern, wenn Menschen mit solchen traurigen Aussichten in die Zukunft noch Mut zum Leben — welches dann ja zwecklos ist — haben. Freilich, so lange der Leib jung, gesund und rüstig ist, da ist es nicht allzuschwer an die „Wahrheit“ des Satzes: „nach dem Tode das Nichts“ zu glauben. Es ist auch recht bequem in dieser Anschauung zu leben, man ist ja jedes Verantwortlichkeitsgefühles enthoben, aller feineren Pflichten gegen den Nächsten entledigt, das „Ich“ ist allein berücksichtigungswürdig. Ob aber dies in ernsten Stunden immer standhält? Wenn die Sterbestunde kommt, wenn die Philosophie versagt, wenn die „Ammenmärchen“ aus der Jugendzeit lebendig werden, das Gewissen sich bemerkbar macht, wenn in der geängsteten Seele die furchtbare Frage sich erhebt: und wenn es doch wahr wäre? — wenn es doch ein Jenseits, ein ewiges

---

[1]) G. Benz, Ein Stück eigen Land. Friedrich Reinhardt, Basel.

Leben nach dem Grabe, Lohn und Strafe gäbe, einen Gott, der da richtet? — wahrlich die Seelenfolter solcher Sterbenden muß furchtbar sein, entsetzlich der Zustand ihrer Seele, die da schwankt zwischen der Trostlosigkeit des Nichts und der Gewissensqual, hin- und hergeworfen zwischen den Gedanken: es ist nicht wahr, es gibt keinen Gott — und dem bangen, beängstigenden Gedanken: und wenn es doch wahr wäre! Es ist nicht zu leugnen, daß viele Atheisten in ihrer Überzeugung ebenso ruhig gestorben sind, wie gläubige Christen. So erzählt Rosegger[1]) von einem Atheisten, den er selbst sterben sah und der dem Tode mit Fassung und unter Zeichen der Liebe zu den Umstehenden entgegenblickte. Bis zum letzten Augenblick bei Bewußtsein, waren seine letzten Worte: „Es ist doch angenehm, so zu sterben!" — In den weitaus meisten Fällen aber beugt sich auch der „Ungläubige" vor der grausamen Wirklichkeit des Todes. Aus meiner Erfahrung möchte ich ein Beispiel anführen: Eine hochgebildete, ältere Frau, durch philosophische und naturwissenschaftliche Studien geschult, mit der Literatur — auch der modernsten — sehr gut vertraut, fand bisher in allen Lebenslagen Trost und Stütze in ihrer Philosophie. Sie ist — was ihre religiöse Ansicht betrifft — gewiß keine Atheistin, sie hat auch Neigung zur Theosophie — als große Verehrerin Goethes — dürfte sie vielleicht Agnostikerin sein. So hatte sie einen sogenannten „Wahrtraum", in welchem ihr, wie sie fest glaubte, Mitteilung von ihrem nahe bevorstehenden Tode gemacht wurde und auch ihr Todestag war ihr durch diesen Traum bekannt geworden. Seit diesem Traume befiel sie eine unsagbare Angst, so bald schon aus dem Leben scheiden zu müssen, eine Angst, die im Ernste die Gesundheit von Körper und Geist bedenklich bedrohte und die nicht früher wich, bis der „Todestag" — wie ja zu erwarten war — glücklich ohne die gefürchtete Katastrophe vorbei war. Es hatte bei dieser Dame bei dem Gedanken an den „bevorstehenden" Tod allein schon die Philosophie nicht standgehalten, die Todesfurcht war größer und stärker, als die philosophische Überzeugung.

Ein zweites Beispiel statt vieler ähnlicher. S. Keller, der bekannte Evangelist, erzählt[2]): Wer als Arzt oder Geistlicher viel an Sterbebette gekommen ist, weiß, was die Todesangst für Veränderungen bewirkt. Leute, die Jahrzehnte lang über ein Leben nach dem Tode gespottet hatten, die wissenschaftlich oder politisch das wirkliche Christentum bekämpft hatten, brachen unter den ersten starken Schlägen dieser geheimnisvollen, seelischen Angst zusammen; alle ihre früheren Beweisgründe, ihre ganze Weltanschauung, ihre Rücksicht auf Modemeinung oder Spott der Kameraden, — alles war weggefegt wie Spreu vor dem Sturm! Als ich bei einem sehr eklatanten Fall den betreffenden Herrn fragte, wie er sich diesen Zusammenbruch seiner Weltanschauung erkläre, rief er heiser vor Aufregung: „Ach was, das alles waren Theorien, Meinungen, Ansichten! Wer kann über den Wert verschiedener Rettungsringe disputieren, wenn er selber eben spürt, daß er ohne Rettung ertrinkt! Die schreckliche Gewißheit, daß ich selbst heute noch sterben muß, hat alles andere zerschlagen und was mir blieb, ist die Angst vor dem großen, stummen Nachher!

---

[1]) A. a. O.

[2]) In „Lohnt sich's zu sterben?" Vortrag. Verlag Otto Rippel, Hagen i. W.

Heute weiß ich's und glaube ich's ohne Zeugen, daß es ein Nachher gibt und dieses eine Wort schlägt alles entzwei, worauf ich mich verließ." — Das „große, stumme Nachher", das furchtbare Unbekannte! — Ja! Die Furcht vor dem Unbekannten ist es, welche uns, wie Shakespeare sagt, dem Tode gegenüber zu Feiglingen macht!

Müssen aber alle Menschen angesichts des Todes zu solchen Feiglingen werden aus Furcht vor dem Unbekannten? Werden auch alle Menschen zu solchen Feiglingen?

O nein! Allerdings! Gegen den Tod ist kein Kraut gewachsen (sagt ein altes Sprichwort), nach allen von uns, ob jung oder alt, ob töricht oder weise, ob arm oder reich, ob unbedeutend oder mächtig, nach allen, allen wird der Tod seine Hand ausstrecken, aber gegen die Todesfurcht gibt es Mittel. Wirklich? Gibt es solche Mittel? Hilft es vielleicht den Gedanken an den Tod von sich ferne halten? Gar nicht von dem Tod zu sprechen, wie es viele zu tun pflegen? Nützt es, stumpf und resigniert das Unvermeidliche herankommen lassen? Nützt es, im sinnlichen Genusse, nach dem Wahlspruche: Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot, den Augenblick festzuhalten und vergessen zu suchen, daß uns der Tod in jedem Momente hinwegraffen kann? Kann man der Todesfurcht Herr werden? Gibt es wirksame Mittel gegen sie?

Gewiß! Es gibt Mittel, wirksame Mittel und viele Weise haben sie versucht, erprobt und sie als bewährt erkannt. Freilich sind es keine Wundermittel, es ist ein einfacher Rat. Versuche damit muß jeder selbst machen und selbst prüfen, ob das Mittel und seine Anwendung bei ihm wirksam ist.

Gewöhne dich an den Tod! — lautet der Rat — liebe das Leben, aber fürchte den Tod nicht! Fasse Mut und hoffe über die engen Grenzen des Erdendaseins hinaus!

Kann man sich an den Tod gewöhnen? Ist es möglich, daß er uns gleichgültig wird? Gewiß, es ist möglich! Das lehren uns Beispiele in übergroßer Zahl aus dem Leben. Sie lehren uns, daß man mit dem Tode vertraut werden kann, bis man ihn verachten lernt. Geben nicht gewisse Berufe dem Menschen tausendfach alltäglich Gelegenheit dem Tode ins Auge zu schauen, ohne zu zittern? Blicken wir nur hin, — um einige solche Berufe anzuführen — mit welchem Mute der Soldat dem Tode entgegentritt, wie der Bergmann, jeden Augenblick dem Tode geweiht, seiner gefahrvollen Arbeit nachgeht. Und der einfache Holzknecht im Hochgebirge, der kühne Jäger in den Alpen — lauert nicht bei jedem Schritt und Tritt im Gewände, im Bergwald der Tod auf sie? Betrachten wir nun einmal objektiv und offenen Auges, mit welchem Mute, mit welcher Todesverachtung der Geistliche, der Arzt in seinem Berufe wirkt. Und sind die Dienste der Diakonissinnen, der Krankenschwestern an Kranken- und Sterbelagern nicht Beweise für die ruhige Gewöhnung an den Tod? Und die Taten der Missionare? Sind das nicht Heldentaten, Beweise von Todesverachtung? Und alle diese Leute haben trotz der Todesgefahr, in der sie stehen, trotz der Vertrautheit mit dem Tode sich die Freude am Leben doch bewahrt. Sie sind empfänglich geblieben für die Schönheit des Lebens, für die Herrlichkeit der Natur, sie sind genußfähig geblieben, sie lieben das Leben, obwohl sie gelernt haben, entweder den Tod nicht zu fürchten, oder weil sie an ihn sich ge-

vöhnt haben! Freilich werden auch solche, die ihr Leben lang den Tod fürchteten, m Momente der Gefahr, die sie, ihre Lieben, ihre Mitmenschen bedroht, zu Helden. Sie stürzen sich in Gefahren, ohne zu überlegen, sie opfern mit Freuden Gesundheit, a selbst das Leben, ohne zu zittern und ohne zu zagen, ohne in diesen Augenblicken Furcht vor dem Tod zu fühlen.

Versuchen wir es also, uns mit dem Gedanken an den Tod vertraut zu machen. Blicken wir dem Tode oft, recht nahe, recht beherzt in die Augen, er wird uns durch Gewöhnung weniger schrecklich und schließlich wirklich gleichgültig werden. „Man oll niemals, selbst in blühender Jugend nicht" — sagt der Dichter Rosegger [1]) — vor dem Tode die Augen abwenden, vielmehr über das Grauen, das uns anfangs ei Todeserinnerungen zu überfallen pflegt, Souveränität zu gewinnen suchen, die nan auch in kürzester Zeit erlangt."

Freilich braucht aber dieses „memento mori" nicht das düstere Denken an den Tod sein, wie es z. B. die Trappisten tun. Nein! Es soll ein heiteres „Sichgewöhnen" an den Tod sein, ein Gewöhnen, dessen Grundgedanke nicht das Vergehen ein soll, vielmehr aber die Befreiung vom Erdenleib und Erdenleid, der große Friede, den nur der Tod auslöst. Tolstoi [2]) sagt über das Gefühl beim Herannahen es Todes: „Ich entfernte mich immer mehr von den Gedanken, die ich sonst an Tod und Leben knüpfte. Der erstere verlor das Schreckhafte für mich und täglich am ich der Erkenntnis näher, daß der Tod eine der Episoden des Lebens darstellt, as nicht aufhört. Ich kam dahin, geduldig, ja freudig den Tod zu erwarten und m entgegenzusehen. Die Zuversicht eines fortgesetzten Lebens erstarkte derart in mir, aß alle Zweifel kraftlos dahinschwanden und oft ein freudiger Schrei sich meiner Brust ntringen wollte, wie der eines neugeborenen Kindes. Ein unendliches Glücksgefühl erillte meine Seele, und ich wartete auf den Tod wie auf einen guten, lieben Freund!"

Der Tod ein „guter, lieber Freund"! Gewiß! Damit er es aber wird, dazu ehört etwas mehr als der Gedanke an den „unsterblichen Stoff". Der Gedanke, aß die Elemente, welche unseren Körper bildeten, als er lebte, nach unserem Tode em Kreislaufe des Stoffes zurückgegeben werden, der Gedanke, daß durch diese Stoffe, die einmal wir waren, neue Individuen genährt und gebildet werden, wird ns in der Todesstunde kaum ruhiger und zuversichtlicher machen, höchstens wird er ns lehren, uns resigniert ins Unvermeidliche zu fügen, aber dies auch nur dann, venn unser Glaube an dieses Dogma der Kraft- und Stofftheorie zur Überzeugung eworden, die unerschütterlich ist. Ob es der Fall sein wird?

Um in dem Tod einen „guten, lieben Freund" zu sehen, dazu gehört eine öhere, idealere Weltanschauung — die religiöse.

Diese Weltanschauung nimmt dem Tode die größten Schrecken, gibt Gleichmut, Hoffnung, Zuversicht. Getragen von der religiösen Weltanschauung wird das Leben ur leichten Bürde, es wird erträglich und die Schrecken des Todes weichen zurück. Getragen von der religiösen Weltanschauung gelangen wir zu dem Bewußtsein, daß wir nicht bloß dazu da sind auf der Erde, um wieder zu sterben, sondern daß wir

[1]) A. a. O.

[2]) Angeführt von Dr. C. Hilty in seinem Buche: „Für schlaflose Nächte."

dazu ins Leben gerufen worden sind, um unsern Platz im Kreise unserer Mitmenschen, ja im All auszufüllen, daß wir dazu da sind, um zu arbeiten, zu wirken, solange es noch Tag ist, denn es kommt ja die Nacht, wo niemand wirken kann. Halten wir doch fest an dem Gedanken, daß nur der Augenblick unser sei und nützen wir ihn aus, jeder nach seiner Art, nach den ihm anvertrauten Pfunden, mit denen er wuchern soll! Wer weiß, wie bald die Zeit kommt, wo Rechenschaft darüber abgelegt werden muß!

Arbeiten und nicht verzweifeln! Freilich arbeiten, nicht um Reichtümer zu gewinnen, um Geld und Gut zu häufen, sondern arbeiten der Arbeit wegen. Wenn auch planvoll und zielbewußt, doch ohne sich um den nächsten Tag viel zu kümmern, ohne sich schwer zu sorgen. So leben und wirken, als wäre der heutige Tag der einzige, den wir noch benützen können. Arbeiten wir so an unserem und des Nächsten geistigen und leiblichen Wohl, so wird auch der Lohn — namentlich der innere, die Befriedigung — nicht fehlen. Und wie viel Gelegenheit bietet sich dem, der arbeiten will! Der eine tut es mit Kelle und Spaten, der andere mit dem Schwerte des Geistes, der andere mit dem Stift, der mit der Feder, alle aber um nützliches zu schaffen. Man betätige sich irgendwie zum Wohle der Mitmenschen, sei es am politischen, wissenschaftlichen, religiösen Gebiete, man arbeite in der inneren oder äußeren Mission, in welchem Liebeswerk immer, aber man wirke so, daß wenn wir abgerufen werden, wir uns sagen können, was wir tun konnten, haben wir getan, und wenn wir auch unvollkommenes geleistet hätten, der Wille war da, unsere Pflicht zu tun. Kann uns dann der Tod schrecken?

Wir sollen arbeiten, aber auch dankbar das Gegebene genießen! Auch da soll der Augenblick ausgenützt werden, wenn sich uns ein Genuß bietet. Freilich, sinnliche Genüsse sind damit nicht gemeint. Gibt es doch so viele, viele edle Genüsse: Musik, die Freude an der bildenden Kunst u. v. a. und dann der edelste aller Genüsse: das offene Auge für die Schönheit der Natur, das Beobachten und Erforschen der Gesetze, nach denen die Natur schafft und wirkt, das Sichvertiefen in den Wunderbau der Naturkörper, des Weltalls!

„Welt, wie bist du schön?“ Hast du, lieber Leser, nie empfunden, wie heilige Schauer dich erfüllen, wenn du von einsamer, stolzer Bergeshöhe die aufsteigende Sonne erblickst, wie ihre Strahlen in rosiger Pracht die eisigen Firnspitzen röten? Hast du noch nie gesehen, wie herrlich von solcher Bergesspitze der Sonnenuntergang sich darstellt, wenn unter den letzten glühenden Strahlen des scheidenden Gestirnes die Felszacken in feuriger Lohe des Alpenglühens aufflammen? Wirkt nicht machtvoll auf dich die Vollmondnacht mit ihrem Zauber? Und das Schlummerlied der Natur — den Vogelsang — hast du ihn verstanden? Hast du den Wald dir angesehen, welche Schönheit er birgt, ob kahl seiner Bäume Zweige sind, ob tiefer kühler Laubschatten dich umfängt, ob Sonnenlicht ihn durchglüht oder der Schnee ihn deckt? Hast du dem Murmeln des Baches nie gelauscht? Hast du Gottes Größe im Sturm und Gewitter nie gespürt? Hast du die Schönheit der Heide nie gesehen, wenn herbstliche Farbenglut sie füllt, wenn Wintermacht sie in ihre starre Fesseln zwingt? Hast du das ewige Meer nicht branden gesehen an starrer Felsen-

ppe, nie dem Liede der im Sande verrinnenden Woge gelauscht? O, dann nütze n Augenblick, eile hin und sieh dir an, wie herrlich die Natur sich dem darstellt, r sehen kann und sehen will. — Wenn du deinen Körper betrachtest, dessen Bau dierst und die Tätigkeit seiner Organe — regt sich da nicht, wenn du offenen uges betrachtest, in dir ein vielleicht dir unbewußter Drang zur Anbetung dessen, r das so wunderbar gemacht hat? Welche ungeahnte Genüsse bieten sich dem, lchem es vergönnt ist, durch das Mikroskop den wundervollen Bau des tierischen d pflanzlichen Körpers zu betrachten. Hier ist Schönheit, Gleichmaß, hier sind herr- ste Kunstformen der Natur. Wo man hinblickt, ist dies zu finden! Sind nicht z. B. r Rüssel der Fliege, der Fuß der Spinne, das Gehäuse einer Radiolarie Beweise r Allmacht des Schöpfers für den, der sehen will? Lehrt uns nicht der Aufbau s Pflanzenkörpers, wie zweckmäßig vorgesorgt ist für die Bedürfnisse dieses Zell- ates? Zeigt nicht die Blüte deutlich, mit welcher Sorgfalt auf die Erhaltung der rt Bedacht genommen ist? Und das Leben im Wassertropfen, zeigt es nicht eine elt im Kleinen, erweist sich da nicht Gottes Größe im kleinsten seiner Geschöpfe? — d wem es vergönnt ist, durch das Fernrohr in den unendlichen Raum des Welt- s das forschende Auge zu tauchen — regt sich da nicht das Gefühl der Hilflosig- t, der Kleinheit gegen das Unendliche, das Gefühl, daß wir nichts sind und doch hängen von dem, dessen Machtwort den Sphären die Bewegung gab; das Gefühl r Anbetung vor der Allmacht und Herrlichkeit dessen, den sehnend das Herz sucht! ie herrlich ist das Studium der Natur! Durch die Naturbetrachtung gelangen r zu Gott, zur Erlösung von der Erde!

Und sehen wir in der Natur neben den Schönheiten auch viel Häßliches, er- icken wir in der Natur auch Haß und Kampf, Tod und Vergehen, sehen wir ein, ß die Vergänglichkeit wirklich Gesetz ist in der Natur, so sehen wir doch die Für- rge des Allvaters für das kleinste seiner Geschöpfe, wir sehen das Vollkommene d das Zweckvolle im Universum.

Blicken wir dann dagegen unser eigenes Leben an, wie es doch voll Unvoll- mmenheiten ist, da kommen wir doch wohl zur Einsicht, daß unser Erdenleben schon s diesem Grunde nicht Selbstzweck sein kann, sondern daß es ein Mittel zu heren Zwecken ist. Eine Übergangszeit ist unser Leben, ein Stadium der Vorbe- itung, ein Zeitabschnitt, in welchem wir uns entwickeln sollen. Unsere Existenz auf rden wird uns dann als ein Fragment erscheinen, als ein Bruchstück unserer stigen, ewigen Existenz, ja als ein Bruchstück der Ewigkeit selbst, der Ewigkeit, n der unser gegenwärtiges Leben bloß ein Ausschnitt ist. Wir gelangen so zur berzeugung, daß unsere Zeitläufe und unsere Taten nur Atemzüge sind des unend- hes Lebens, welches das Weltall erfüllt.

Tolstoi [1]) sagt: „Der Tod ist eine Veränderung des Bewußtseins, eine Ver- derung dessen, daß ich mich selbst erkennen kann. Und deswegen ist die Todes- rcht ein schrecklicher Aberglaube. Der Tod ist ein freudiges Ereignis, das am nde jedes Lebens eintritt." „Der Tod ist eine Zerstörung der Organe, mittelst

[1]) Aus unveröffentlichten Briefen und Schriften, mitgeteilt von Adolf Heß in odenbergs „Deutscher Rundschau".

deren ich die Welt wahrnehme, wie sie sich in diesem Leben darstellt: die Zerstörung des Glases, durch das ich bis dahin blickte, und sein Ersatz durch ein anderes."

Wird auch unser Körper, wenn wir einst gestorben sind, dem Kreislaufe des Stoffes wiedergegeben, so braucht uns der Tod des Leibes nicht zu schrecken. Kraft finden wir im Glauben, daß unser Leben über das Grab hinaus reicht; im Glauben, daß unsere Seele unsterblich ist, im Glauben, daß unser Geist eins ist mit Gott und daß unsere Heimat die Ewigkeit ist. Haben wir uns also daran gewöhnt, dem Tode ruhig entgegenzusehen, ist uns der Gedanke vertraut geworden, daß die nächste Stunde unsere Todesstunde sein könnte, glauben wir an die Forterxistenz nach dem Tode, an ein „Dort" hinter dem Grabe, so werden wir für uns nur großen Nutzen davon haben: Wir werden dann trachten, rechtschaffen und tugendhaft zu werden und es auch zu bleiben; wir werden in der Liebe, die nimmer aufhört, wenn auch alles vergänglich ist, wachsen, in der Liebe, durch die wir allein eingehen in die selige Heimat des Friedens. — Überlegen wir uns einen Fall, der uns zweifelhaft erscheint, wo uns die Entscheidung schwer fällt, bei dem wir nicht wissen, was zu tun wäre, unter dem Gesichtspunkte der letzten Stunde des Lebens, werden wir da nicht sofort wissen, wie wir die Fragen, die uns das Gewissen vorlegt, beantworten sollen, die Fragen: wie würdest du da handeln; wie würdest du wünschen, daß du gehandelt hättest? — Und wenn wir mit Jemanden zürnen, wenn wir gegen ihn ungünstig gestimmt sind, werden wir noch Lust haben, uns an dem zu rächen, der uns beleidigte, wenn wir an jene Stunde — an unsere eigene oder des Feindes Sterbestunde — denken? Und wenn wir uns vorzustellen suchen, wie wir einst „Dort" zu ihm stehen werden, gewiß, alle feindlichen Gedanken werden wir fahren lassen. — Wir haben doch oft mit Menschen zu leben, mit welchen wir viel Geduld haben, welchen wir viel verzeihen müssen, für die wir vielleicht noch beten sollen. Fällt uns das nicht recht schwer? Wenn aber eben diese Menschen heute, in dieser Stunde, stürben, wäre es uns gleichgültig, wenn das letzte zu ihnen gesprochene Wort, die letzte Tat an ihnen lieblos gewesen wäre? „Man würde sich" — sagt Hildy — „vielleicht nie mehr über einen Menschen heftig erzürnen, wenn man den Tag zum voraus genau kennte, an dem er eine handvoll Staub sein wird."

Mit der Änderung des Schauplatzes unserer Taten, mit dem Gedanken an das Jenseits bekommt alles ein anderes Wesen. Wir sehen es im wahren Licht; ohne Täuschung, nur das wirkliche davon bleibt. „Der Tod ist" — sagt Tolstoi[1]) — „der Übergang von einem Bewußtsein zum anderen, von einer Vorstellung zu anderen. Im Augenblick des Überganges wird klar, daß das, was wir für Wirklichkeit halten, nur Vorstellung ist. Während dieses Überganges ist die ureigene Wirklichkeit selbst sichtbar oder wird wenigstens empfunden."

Auch der Gedanke an die, welche uns im Tode vorausgegangen sind, wird die Furcht vor dem Tode für uns mildern, wenn wir nur fest daran glauben, daß die, welche unserem Herzen einst nahe gestanden waren, auch „dort" in jenem unbekannten Lande uns nahe sein werden. Ist das unser fester, ehrlicher Glaube

[1]) A. a. O.

dann werden wir es leichter tragen, wenn wir unsere Lieben sterben sehen, wenn wir den großen Schmerz erleben, daß sie vor uns ins Grab sinken. Wir werden uns dann sagen, daß wir ja nicht in unserer Sterbestunde, was unser war und was vielleicht unser Glück in der Welt bedeutete, zurücklassen müssen, daß wir arm und bloß über die Schwelle des Todes schreiten werden, daß wir aber die, deren irdische Hülle wir ins Grab gesenkt haben, nicht verloren haben, sondern sie dort wiederfinden werden. Der Gedanke an das Wiedersehen nach dem Tode wird uns auch davor bewahren, in jene Trostlosigkeit zu versinken, deren Zeuge man nur zu oft an Bahren und Gräbern sein kann, jene Trostlosigkeit, die wir bei Besuchen der Friedhöfe so oft an den Grabsteinen finden — weil der Glauben der Hinterbliebenen schwach war oder ganz fehlte. Ja! Die Trostlosigkeit ist das Schicksal derer, die nicht glauben können. Wohl uns, wenn wir fest glauben, daß der Tod ein „Durchgang zum Leben“ ist, dann werden wir die Tränen um die Dahingegangenen erheben zur Liebe für die Lebendigen.

Der Gedanke an den Tod lehrt uns auch Geduld zu haben mit dem Kreuze, das wir selbst zu tragen haben. Ist es zu schwer, drückt es lastend auf Leib und Seele — wer weiß, wie bald wir es niederlegen! Wird im Augenblicke des Todes das, was uns bedrückte, noch immer so schwer erscheinen? Wird vor der ernsten Tatsache des Todes nicht manches klein und unwichtig erscheinen, was uns im Leben groß und bedeutend vorkam? Wir werden uns dann auch gewöhnen, unsere Schicksale, unser Leben einer höheren Macht zu unterordnen. Wohl uns, wenn wir gelernt haben, am Gedanken an die allwaltende Vorsehung in allen Fällen und Lagen unerschütterlich festzuhalten; wenn wir die Nähe Gottes suchten und wenn wir — wie selig dürfen wir uns dann fühlen — sie auch gefunden haben. Dann wird für uns der Tod wirklich nur ein Übergang sein, durch den wir allein vom „Glauben“ zum „Schauen“ kommen. Dieser Glaube ist das einzige Mittel, das Leben, das doch voll Trug und Täuschung, voll Schmerz und Kampf ist, im Frieden bis zum Tode zu durchwandeln, ohne zu zagen und zu verzweifeln. Die Hoffnung über das Grab hinaus, die Liebe „die nimmer aufhört,“ und der Glaube an Gott sind es, welche den wankenden Pilger stützen können und ihm das Dunkel erhellen, welches über den Anfang und das Ende des Erdendaseins gebreitet ist. Der Glaube an eine „Kraft“, die außer uns ist, erfüllt unsere Seele mit unerschütterlichem Mute und mit einer Zuversicht, die nichts mehr trüben kann, sie gibt uns den Mut, der Wahrheit ins Gesicht zu sehen, sei es auch die Wahrheit des Todes. Der Glaube an die Fortexistenz unseres geistigen Wesens hilft uns in dem Abschiede vom Leben, als mächtigste Schutzwehr gegen die Furcht vor dem Tode, denn für den Glaubenden ist der Tod nicht eine sich schließende Falltür, welche ihn vom Leben abtrennt, sondern eine offene Pforte zum ewigen Leben; für den Glaubenden ist der Tod kein Feind, dem man ausweicht, dem man zu entfliehen trachtet, sondern ein freundlicher Bote, der nach des Tages Last und Mühe Feierabend gebietet und zur Ruhe geleitet, ein Bote vom höchsten Herrn, der uns ruft, um uns zu sagen: Du frommer und getreuer Knecht, gehe ein zu deines Herrn Freude! E. Ebenhöch.

Lukas, der Arzt.*)

Ein neues Buch von Harnack darf unser besonderes Interesse beanspruchen. Unzweifelhaft hat Harnack die Gabe, alte und neue Fragen der Theologie in ein ganz besonderes Licht zu rücken. So häufig seine Ergebnisse von einer besonneneren Forschung angefochten werden müssen, so unerfindlich z. B. in neutestamentlichen Fragen sein Maßstab für die Bewertung von Einzelstellen der Bibel oft ist, immer geben seine Fragestellungen und seine Lösungen den wissenschaftlichen Mitarbeitern neue Anregungen, oft wird eine Einzelfrage ihrer endgültigen Lösung näher gebracht.

In seinem neuesten Buch handelt es sich freilich nicht um eine neue Lösung, sondern um die Zustimmung zu einer alten Lösung einer alten Frage. Und, um es gleich zu sagen, diesmal müssen wir der Lösung der Hauptfrage lebhaft zustimmen, während wir in den Einzelfragen, die das Buch behandelt, durch Harnacks Lösungen manchmal vor neue Rätsel gestellt werden. Er bejaht die Frage, ob der Arzt Lukas das nach ihm benannte Evangelium und die Apostelgeschichte geschrieben habe oder nicht, und gibt damit, entgegen den meisten modernen Beurteilern der kirchengeschichtlichen Tradition Recht. Das ist wertvoll schon aus dem Grunde, weil Harnack damit freimütig eine bei seinen theologischen Freunden längst kanonisch gewordene Behauptung angreift, aufs neue untersucht und verwirft und also einer vorurteilslosen Forschung bis zu gewissem Grade Raum gibt. Daß man der neutestamentlich-textkritischen Arbeit Harnacks gerade auf seiten seiner Freunde seit langem mit Mißtrauen folgt, ist daher nicht zu verwundern. Hat einer der bekanntesten Forscher auf gleichem Gebiet die Möglichkeit, daß der Arzt Lukas die Apostelgeschichte verfaßt haben solle, einen „abenteuerlichen Wunsch“ genannt, so ist begreiflich, daß Harnacks Buch dieses Mißtrauen nur vermehren kann.

Aber warum ist die Frage, wer das sogenannte Lukas-Evangelium und die Apostelgeschichte geschrieben hat, denn überhaupt von Bedeutung? Ist es nicht einerlei, wer und was für ein Mann diese oder jene Schrift im Neuen Testament verfaßt hat? Muß nicht der Inhalt für sich selbst zeugen? Durchaus nicht. Gewinnt die Wahrscheinlichkeit eines Berichts schon viel an Kraft, wenn man über die Persönlichkeit des Berichterstatters Vertrauen erweckende Kenntnisse gesammelt hat, ist es ferner natürlicherweise für die Glaubwürdigkeit eines Berichtes sehr bedeutsam, zu wissen, ob der Berichterstatter dem Berichteten persönlich fern oder ganz nahe steht, so leuchtet ein, daß wir um unsers Vertrauens zur Heiligen Schrift willen die Stützung der alten Überlieferung, nach der ein Begleiter und Mitarbeiter des Paulus ein Evangelium und eine Apostelgeschichte geschrieben hat, nur freudig begrüßen können.

Daß das Alter einer Schrift des Neuen Testaments den Glauben an ihren Inhalt nicht schon nötig macht, ist klar. Wie wertvoll aber ist es für den Beweis ihrer Wahrhaftigkeit, wenn die Forschung ergibt, daß die ganze neutestamentliche Literatur während oder ganz unmittelbar nach den Ereignissen, die sie zum Gegenstand

---

*) A. Harnack, Lukas, der Arzt, der Verfasser des dritten Evangeliums und der Apostelgeschichte. Leipzig, Hinrichs, 1906.

ıt, entstanden ist! In goldene Lettern möchte man daher Harnacks Satz fassen: Inbezug auf den chronologischen Rahmen, die Mehrzahl der leitenden Personen, e genannt werden, und den Boden ist die alte Überlieferung wesentlich im Rechte" 5. IV). Von den lukanischen Schriften im besonderen stellt er fest: „Sie sind von nem Griechen geschrieben, der ein Mitarbeiter des Paulus war und mit Markus, ilas, Philippus und Jakobus, dem Bruder des Herrn, verkehrt hat." (S. III). Lukas in Zeuge, ein Augen- und Ohrenzeuge! Schon diese Tatsache rückt uns seine rzählung aus der Sphäre des Märchenhaften, der nacherzählenden Sage in das Gebiet er ganz ernst zu nehmenden Geschichte. Gehören seine Schriften aber zu den Pfeilern für die Geschichte des ältesten Christentums" (S. III), so liegt die Bedeutung er Harnack'schen Zustimmung zur Tradition auf der Hand. Dann wiegt das Wort es Evangelisten und Schreibers der Apostelgeschichte schwer als Wort eines Mannes, er ein Zeitgenosse Jesu selbst war. Ist Lukas zudem Mitarbeiter und Begleiter es Paulus gewesen, so bildet er für unser Verständnis der Anfangszeiten des hristentums die wertvolle Brücke zwischen den Jesu unmittelbar nahestehenden ersten Jüngern und dem Hauptbegründer der Kirche unter den Heiden und wird uns ein vichtiger Gewährsmann in der heute so vielumstrittenen Frage, ob Paulus ein echter Jesusschüler gewesen sei oder ob er Jesu einfache Lehre verdorben, verdogmatisiert, ıus ihr ein theologisches System gedrechselt habe.

In der Einzeluntersuchung Harnacks ist überaus interessant und lehrreich, wie :r sich auf Vorarbeiten gerade solcher Theologen bezieht, die abseits von der Land-traße der heute üblichen Kritik gehen. Vor allem zeigt er sich mit Zahns bedeutendem Werke über die neutestamentlichen Schriften vertraut. Daß Lukas in der Tat Arzt gewesen ist, beweist unwiderleglich der Engländer Hobart, dessen Forschungen unseres Wissens Zahn zuerst ins Licht gestellt hat.

Für die Frage nach dem Verfasser der beiden in Betracht kommenden Schriften ist in erster Linie wichtig, festzustellen, ob die Apostelgeschichte wirklich, wie von vielen angenommen wird, aus mehreren, mindestens aber zwei Quellen besteht. Kann man vielleicht garnicht von einem Verfasser sondern nur von einem Sammler reden? Daß nicht nur ein Schriftsteller an dem Buche gearbeitet habe, glaubt man schon daraus schließen zu dürfen, daß vom 10. Vers des 16. Kapitels an häufig die handelnden Personen mit „wir" eingeführt werden, während bis dahin von ihnen nur in der dritten Person geredet wurde. Hat der Verfasser, der sich in dem mit Kapitel 16 beginnenden Abschnitt mit einschließt, alles Vorhergehende nicht selbst erzählt, vielmehr seine Erzählung nur an eine vorliegende Quelle angefügt?

Harnack untersucht demnach genau, wie sich dieser „Wir"-bericht zur übrigen Apostelgeschichte dem gedanklichen Inhalt nach verhält, und findet zwischen beiden eine durchgehende Übereinstimmung. Vor allem die Wundersucht sei in beiden Stücken gleich groß! — Es folgt eine eingehende sprachliche Untersuchung mit demselben Ergebnis. Harnack stellt Kapitel 16, 10—17 und 28, 1—16, den ersten und letzten Abschnitt des „Wir"-berichts in Vergleich zum ersten Teil der Apostelgeschichte und findet wieder eine große Gleichartigkeit in Stil und Wortgebrauch. Also bieten Kapitel 16—28 nicht etwa eine besondere Quelle, etwa Auszüge aus einem Tagebuch.

Sondern die Apostelgeschichte ist das zusammenhängende Wort eines Manne
Natürlich bringt die Seereise und der Schiffbruch manches neue Wort und Bi
zum alten Schatz! — Endlich folgt — und dieser große Abschnitt gehört zu de
wertvollsten Untersuchungen der ganzen Harnack'schen Schrift — eine sehr ausführlic
lexikalische Untersuchung. Harnack zieht genaue Vergleiche zwischen dem Wortscha
der ganzen Apostelgeschichte und Lukas einerseits und zwischen dem der ganzen Aposte
geschichte und den übrigen drei Evangelien andererseits. Stellt sich dabei herau
daß die Ähnlichkeit zwischen dem „Wir"-bericht der Apostelgeschichte und dem Luka
Evangelium noch größer ist als die zwischen der übrigen Apostelgeschichte und de
Lukasevangelium, und ist es längst anerkannt, daß zwischen dem Lukasevangelium un
dem ersten Teil der Apostelgeschichte eine so weitgehende Übereinstimmung herrsch
daß von Zufälligkeiten nicht mehr die Rede sein kann, so müssen die beiden Tei
der Apostelgeschichte denselben Verfasser haben, und zwar keinen andern als da
Evangelium, nämlich Lukas, den Arzt.

Der Vergleich zwischen dem Lukasevangelium und dem Markusevangelium zei
eine so nahe Verwandtschaft, ja der Stil des Markus ist bei Lukas noch so sehr z
spüren, daß anzunehmen ist, Lukas hat Markus vor sich gehabt. Eine andere griechisch
Quelle hatte Lukas nicht, vielleicht, aber nicht wahrscheinlich, aramäische. Im allg
meinen hat er Erzähltes und Erlebtes ganz aus sich, ohne Vorlage aufgeschrieben
Die Quellen, die man in seinem Evangelium und seiner Apostelgeschichte aufgefüh
hat, haben sich nachher meist lukanischer erwiesen als Lukas selbst! Finde
sich aber einzelne Widersprüche, so sind sie leicht daraus zu erklären, daß früh a
dem Werk des Lukas geändert ist und daß er selbst sehr sorglos inbezug auf de
Inhalt geschrieben hat. Ob übrigens Harnack wirkliche Widersprüche nennt (S. 81
ist auch noch zweifelhaft.

Man hat nun gesagt, aus sachlichen Gründen könne die Apostelgeschichte garnic
von einem Begleiter des Apostels Paulus sein. Gegenüber dem Einwande, Luka
verstoße gegen die Geschichte, gebe auch ein ganz unklares Bild von der ersten Ge
meinde in Jerusalem, hebt Harnack hervor, daß Lukas die betreffenden Nachrichte
möglicherweise erst nach dem Jahre 60 oder 70 erhalten hat, also Unebenheiten be
greiflich sind. Die Darstellung des Entstehungsprozesses der Kirche aber sei seh
geschichtstreu. Vor allem nehme Paulus darin ganz die richtige Stelle ein, tro
der Tatsache der durch Petrus vollzogenen ersten Heidentaufe. Was aber die ve
schiedenartigen Schilderungen derselben Begebenheiten, z. B. Apostelgeschichte 15 un
Galater 2, betreffe, so habe Lukas absichtlich die Spannungen in der christliche
Gemeinde selbst nur berührt, aber nicht eingehend dargelegt, weil sie in den Plan
Lauf des Evangeliums von Jerusalem bis Rom, nicht hineinpaßten. Die Kapit
17—19 der Apostelgeschichte aber werden von den Paulusbriefen überraschend be
stätigt. Ja, die großen Reden des Paulus, 21—26, lassen auf Augenzeugenschaf
schließen, vor allem die in Antiochien und in Athen. Derartige Nacherzählun
wäre schon im Anfang des zweiten Jahrhunderts nicht mehr möglich. Endlich abe
ist Lukas, der Hellene, noch universalistischer als Paulus und kann darum sehr woh
sein Mitarbeiter sein.

Lukas, der Arzt, ist der Verfasser der Apostelgeschichte! Das will etwas heißen, wenn Harnack als Historiker urteilt: „Der Name eines Zeitgenossen und Augenzeugen verbürgt die Tatsächlichkeit einer möglichen Geschichte, wenn sonst keine Einwendungen zu machen sind" (S. 104). Harnack geht sogar so weit, festzustellen, daß der ganze Stoff bei Lukas schon um das Jahr 80 fertig vorliegt" (S. 116). Damit ist die Auffassung der Tradition und aller derer glänzend gerechtfertigt, die nicht mit der üblichen flotten Kritik die Apostelgeschichte für ein unbeholfenes Machwerk des zweiten Jahrhunderts halten. Harnack selbst nennt sie „in mehr als einer Hinsicht das wichtigste und beste Buch im Neuen Testament" (S. 87 Anm.).

Aber wir sind noch nicht ganz am Ende. Es ist, als ob Harnack fürchte, zu viel gesagt zu haben. Und den „bösen Schein" der Orthodoxie muß man um jeden Preis meiden! Daß Lukas dem von ihm Erzählten persönlich so nahe steht, darf ja nicht als Beweis für seine Glaubwürdigkeit angenommen werden. Vielmehr sind die Probleme „durch die zeitliche Verkürzung und das Gewicht der noch der ersten Generation angehörigen Personen viel schwieriger geworden", so belehrt uns schon die Einleitung, vor allem das psychologische und das geschichtliche Problem, und wir können die „Vorstellungen und Erklärungen der ersten Berichterstatter häufig nicht annehmen". Was für ein Mann aber unser Lukas gewesen ist, das erfahren wir zum Schluß erst. Fast sträubt sich die Feder, Harnacks Urteil abzuschreiben. Er sagt: „Reichlich entschädigt er (Lukas) für seine Magie, seine kolossale Leichtgläubigkeit und theologische Oberflächlichkeit durch die ihm eigene Zuversicht, Freudigkeit und — die oft griechische Lust am Fabulieren. Als Erzähler ist er wie eine Mühle: er vermag alles zu bearbeiten" (S. 116 Anm.). Warum war Lukas überhaupt Christ geworden? „Zu dem Christentum scheint ihn sein ärztlicher Beruf geführt zu haben; denn er ergriff es in der Zuversicht, durch dasselbe noch in ganz anderer Weise als bisher Krankheiten heilen, böse Geister austreiben, vor allem aber auch als Seelenarzt wirksam sein zu können" (S. 104). Später übte er seine Lust dann mit Christian Science (S. 105). Da ists denn nicht verwunderlich, daß er sich für seine Erzählungen das törichteste Zeug aufbinden ließ. Er benutzte „besondere jerusalemische oder judäische Traditionen, deren Glaubwürdigkeit fast durchweg fragwürdig ist und die größtenteils als Legenden bezeichnet werden müssen" (S. 108). Seine Stoffe berühren sich mit den Unterlagen des vierten Evangeliums. „An ekstatische, von aller Nüchternheit und Glaubwürdigkeit verlassene Personen, wie Philippus und seine vier weissagenden Töchter, die nach Asien kamen, wird man zu denken haben" (S. 108). Darauf weise das stark hervortretende weibliche Element bei Lukas und sein Interesse für die Samariter!!

Nicht verwunderlich aber ist auch, daß Lukas sich recht eigenartige Anschauungen über das Christentum gemacht haben soll. „Der Verdacht ist an einigen Stellen nicht zu unterdrücken, daß sich für ihn nahezu alles in die zauberischen Wirkungen des Namens Christi zusammendrängt: Christus der übermenschliche Medizinmann und Exorzist; darum auch die Wunderheilung die eigentliche Funktion und Probe der neuen Religion. Glaube ist zunächst gar nicht nötig. Erst das Wunder und sein Effekt, dann der Glaube: Das ist die Meinung des Lukas" (S. 100).

So nimmt Harnack mit der linken Hand, was er mit der rechten gegeben. Lukas steht zwar mitten im Erleben und Hören dessen, was er berichtet. Und so rückt er für uns in die Reihe der glaubwürdigsten Erzähler der Vergangenheit. Aber glaubt ihm nicht! Er war ein leichtgläubiger Tölpel, beschränkt und geschwätzig.

Wir lassen uns geben, was Harnack zu geben hat. Aber wir lassen uns nicht nehmen, was er nach seinem Verständnis des Christentums nicht festhalten kann. Für uns ergeben sich aus dem nahen Verhältnis des Lukas zu seinen Berichten nicht nur psychologische und Geschichtsprobleme, die allerdings für Harnack desto schwieriger werden, je näher Lukas und die von ihm geschilderte Geschichte zusammenrücken. Für uns ist Lukas nun erst recht ein Zeuge erlebter, erfahrener und geglaubter Tatsachen. O. Zänker.



Wie man die Entwicklung umgeht!

Seit einigen Jahren kämpft der Physiker Prof. Dr. E. Hoppe in Hamburg gegen den Entwicklungsgedanken und greift dabei andauernd mich ganz besonders an, weil er es für höchst verderblich hält, daß man diesen Gedanken mit christlichem Geist erfüllt. Charakteristisch ist dabei, daß er immer wieder behauptet, „Schöpfung“ und „Entwicklung“ seien Gegensätze, und noch mehr, er erklärt immer wieder trotz meines andauernden Widerspruchs und trotz meiner Schriften: ich lehrte eine Entwicklung ohne Gott.

In sehr charakteristischer Weise behandelt er die Frage: „Wie ist die Welt entstanden?“, zuletzt in dem Cremer'schen Sammelwerke „Was ist Christentum?“ (Gütersloh, 1907) 22 ff. Hoppe nennt mich hier zwar nicht, daß er aber mich meint, ist ganz klar, weil er hier wieder von einem Mißbrauch der Baer'schen Zielstrebigkeit redet, was er schon früher getan hat. Meines Wissens hat sonst kaum ein anderer so wie ich auf diesen Begriff und seine Bedeutung für die Descendenztheorie hingewiesen, also wird Hoppe mich sicherlich auch hier wieder treffen wollen, wenn er folgendes sagt:

„Andere Schriftsteller wollen diese langsame Umwandlung durch eine innere Kraft erklären und mißbrauchen dazu das von Baer'sche Wort Zielstrebigkeit. Damit hatte von Baer alle die Funktionen zusammengefaßt, welche den Embryo befähigen, sich zu einem Lebewesen auszuwachsen, welches der Art der Eltern entspricht. Bei diesen descendenztheoretischen Schriftstellern soll es das Gegenteil bedeuten. Da soll der Embryo das Ziel verfolgen, etwas Neues zu werden und nicht in der Art zu bleiben. Abgesehen davon, daß diese Erklärungsmethode auch die langsame Umbildung bedingte, die nicht vorhanden ist, müßte diese wunderbare Kraft doch gegenwärtig auch noch dem Lebewesen innewohnen, da ausgestorbene Kräfte ein in der Wissenschaft nicht eingebürgerter Begriff sind. Gegenwärtig ist solche Zielstrebigkeit nicht vorhanden,

also ist sie naturwissenschaftlich unmöglich. Es versagt daher der Versuch, ohne Gott die Entstehung der Arten zu erklären, durchaus, und wir haben wissenschaftlich keinen Grund, die Tätigkeit Gottes mit der Schaffung des Lebens als abgeschlossen zu betrachten."

Jeder einzelne dieser Sätze ist durchaus falsch und irreleitend. Das ist zunächst die Behauptung, daß die Baer'sche „Zielstrebigkeit" „mißbraucht" würde, wenn sie auf die Gesamtentwicklung der Lebewelt angewendet würde. Ich habe schon einmal Hoppe darauf hingewiesen, daß er über die Anschauungen Baers nicht orientiert ist, das zeigt sich hier wiederum, auf die ihm früher schon angegebenen Zitate geht er überhaupt nicht ein. Baer glaubt an eine Transmutation (Umwandlung) der Arten und sagt davon (Reden II. Band S. 473): „Wie ausgedehnt diese Transmutation gewirkt hat, können wir nicht wissen. War sie sehr ausgedehnt, so gehörte sie doch gewiß schon in den Entwicklungsgang der Natur, denn in diesem haben wir die Zielstrebigkeit als herrschend anerkannt." Hier schreibt Baer also der ganzen Natur Zielstrebigkeit zu. Was den Darwinismus anbelangt, so hat ihm Baer gerade vorgeworfen, daß er der Zielstrebigkeit nicht Rechnung trägt. Er sagt darüber a. a. O. S. 425: „Vorzüglich ... müssen wir bekämpfen, daß Darwin die ganze Geschichte der Organismen nur als einen Erfolg von materiellen Einwirkungen betrachtet, nicht als eine Entwicklung. Uns scheint es unverkennbar, daß die allmähliche Ausbildung der Organismen zu höheren Formen und zuletzt zum Menschen eine Entwicklung war, ein Fortschritt zu einem Ziele, den man sich allerdings mehr relativ als absolut denken mag." Danach ist es völlig klar, daß ich das Wort Zielstrebigkeit durchaus im Sinne K. E. von Baer's benutze, wenn ich es auf die etwaige Gesamtentwicklung des Tierreichs anwende. Wie angesichts dessen Hoppe trotz dieser ihm bekannt gewordenen Zitate noch immer von einem Mißbrauch des Baer'schen Wortes „Zielstrebigkeit" reden kann, ist mir völlig unbegreiflich.

Der dritte Satz des obigen Zitats ist ganz falsch, nicht nur bei der descendenztheoretischen stammesgeschichtlichen Entwicklung soll andauernd etwas Neues entstehen, sondern auch bei der zielstrebigen Entwicklung des Einzelwesens entsteht andauernd aus einem Stadium ein neues, das oft mit dem vorhergehenden gar keine Ähnlichkeit hat, man denke nur an Raupe und Schmetterling.

Ebenso falsch ist, daß die zielstrebige Entwicklung eine „langsame Umwandlung" bedingt, wir haben heute genug Beispiele von sprungweiser Entwicklung, die zielstrebig ist. Es liegt tatsächlich im Begriff der zielstrebigen Entwicklung nichts, was die langsame Umwandlung fordern sollte.

Daß ferner diese „wunderbare" Kraft auch noch gegenwärtig den Lebewesen innewohnt, zeigt ja eben die zielstrebige Einzelentwicklung; von „ausgestorbener Kraft" ist selbstverständlich keine Rede, wenn eine Kraft aufgehört hat zu wirken, so ist sie damit doch nicht „ausgestorben", jedes chemische oder physikalische Ereignis zeigt uns dies. Das Einzelwesen entwickelt sich heute in seiner Jugend zielstrebig zu einer bestimmten Form, die sich dann nicht weiter ändert. Ist denn dann etwa die innere Kraft, welche die bisherige Entwicklung zielstrebig leitete, „ausgestorben"?? Ganz ebenso ist es aber bei der Analogie der Stammesentwicklung: in der Jugendzeit der Welt der Lebewesen entwickelten sich dieselben zielstrebig zu der heutigen Mannigfaltigkeit,

und als diese erreicht war, trat der Stillstand des erwachsenen Alters ein. Daß dabei wieder von „ausgestorbenen Kräften" nicht die Rede sein kann, liegt auf der Hand. Der Satz: „gegenwärtig ist solche Zielstrebigkeit nicht vorhanden, also sie ist naturwissenschaftlich unmöglich," ist völlig unbegreiflich im Munde eines christlichen Naturforschers. Nach dieser höchst bedenklichen Logik wäre nicht nur die Erscheinung Christi, sondern auch sehr vieles Profane einfach unmöglich gewesen.

Ganz besonders aber müssen wir gegen den Schlußsatz des obigen Zitats protestieren, schon das „daher" ist ganz irreführend; denn das Gesagte hat mit dem Versuch „ohne Gott die Entstehung der Arten zu erklären" gar nichts zu tun, kann ihn also auch weder stützen noch vernichten. Vor allem aber ist es zurückzuweisen, daß hier jetzt auf einmal das „ohne Gott" eingeschoben und damit beim Leser der Anschein erweckt wird, als ob die Vertreter der inneren zielstrebigen Kräfte bei der Entwicklung diese Lehre aufstellten, um die Entstehung der Arten „ohne Gott" erklären zu können. Ich für meinen Teil habe seit jeher gerade die Tätigkeit Gottes bei der Entwicklung gefordert, trotzdem und trotz meines mehrfachen Protestes wird mir, wie schon gesagt, von Hoppe immer wieder untergeschoben, ich lehrte eine Entwicklung ohne Gott. Gegen dieses Verfahren erkläre ich mich machtlos, es richtet sich aber von selbst.

Mein Gedankengang ist kurz folgender: Es gibt eine Reihe von Erfahrungen, welche uns den Gedanken der Entwicklung der gesamten Lebewelt nahe legen. Wollen wir aber von ihr etwas aussagen, so muß sie analog der Einzelentwicklung erfolgt sein, da diese nun aber stets zielstrebig (und zweckmäßig) und aus inneren Kräften erfolgt, so muß auch die Entwicklung der gesamten Lebewelt zielstrebig (und zweckmäßig) erfolgt sein und ihren Grund in inneren, in den Lebewesen liegenden Kräften haben. — Soweit rede ich rein naturwissenschaftlich; nun aber sage ich weiter: weil ich die wunderbare zielstrebige und zweckmäßige Entwicklung eines Einzelwesens unmöglich verstehen kann, wenn ich sie nicht als die Folge der Tätigkeit Gottes ansehe, so bringt mich auch die zielstrebige und zweckmäßige Gesamtentwicklung der Lebewelt wieder auf den Gedanken, daß sie nur unter Gottes Leitung möglich war. Also, weit enfernt, angesichts der Zielstrebigkeit eine Entwicklung der Lebewesen ohne Gott zu fordern, zwingt mich die Zielstrebigkeit gerade die Leitung seitens Gottes zu verlangen. Es ist also durchaus nicht so, daß nach dieser Ansicht, wie Hoppe glauben zu machen sucht, „die Tätigkeit Gottes mit der Schaffung des Lebens als abgeschlossen zu betrachten" sei, sondern im Gegenteil: nach der Erschaffung des Lebens beginnt erst recht die Tätigkeit Gottes bei der weiteren Entwicklung des Lebens.

Der Hintergedanke Hoppes ist immer wieder der, daß eine Entwicklung die Tätigkeit Gottes ausschlösse, nie hat er bisher diesen falschen Gedanken zu beweisen versucht, vielmehr zog er sich hinter die Behauptung zurück, das sei heute nicht mehr nötig. Das ist natürlich nur ein Verlegenheits-Auskunftsmittel. Ich stelle, wie schon sonst einmal, hier nochmals fest: entweder glaubt Hoppe nicht an eine Tätigkeit Gottes, wie z. B. auch bei der Entwicklung des Einzelwesens, dann hat er keinen Grund sich über diejenigen zu beschweren, welche etwa eine Entwicklung der Lebewelt ohne Gott lehren (Haeckel usw.) — oder aber Hoppe glaubt, daß Gott gegenwärtig in allem Weltgeschehen tätig ist, also auch bei der sich von innen heraus vollziehenden Entwicklung

es Lebewesens, dann muß er auch zugeben, daß die von innen heraus sich voll-
)ende Entwicklung der gesamten Lebewelt die Leitung Gottes nicht ausschließt.

* * *

Jetzt aber wird der Leser gespannt sein, wie sich Hoppe denn nun die Entstehung Lebewelt durch Gott denkt. Er wird der Überzeugung sein, daß Hoppe glaubt, tt habe im Anfang gleich alle heutigen Pflanzen und Tiere in ihrer gegen-rtigen Ausbildung geschaffen. O nein, so soll es nicht gewesen sein. Hoppe gibt ächst notgedrungen die „Stufenfolge" im Entstehen des Tier- und Pflanzenreiches sie soll dadurch erklärt werden, daß Gott in jeder anderen Erdperiode andere rmen neu schuf, das macht also eine große Reihe von Neuschöpfungen nötig, — bleibt da der mosaische Bericht?!

Waren denn nun die verschiedenen, auf einander folgenden Formen ohne gegen-ige genetische Beziehung? Das ist doch für den erbitterten Feind einer Entwicklung gesamten Lebewelt einfach selbstverständlich. Hören wir nun Hoppe selbst. Da ßt es Seite 33: aus den Knorpelfischen „ließ Gott später Knochenfische rvorgehen". Und gleich darauf: „aus den niederen Tieren des Wassers ıderte er ebenfalls ab die Insekten und solche Landbewohner, die ch nicht ein Knochengerüst zeigen". Die „Umwandlung" der Amphibien Lurchfischen läßt er dahin gestellt sein. Auf Seite 34 heißt es dann noch: inner-lb der Arten hat die Anpassung viel getan, besondere Formen rauszubilden".

Ich muß gestehen, als ich dies las, faßte ich mich an die Stirn, um mich zu gewissern, ob ich denn wirklich nicht träumte. In der Tat, ich wachte, denn auch te noch lese ich kopfschüttelnd dieselben Worte schwarz auf weiß gedruckt. Heute r sind sie mir ein, allerdings belustigender, Beweis für die große Wahrscheinlichkeit Entwicklungsgedankens; denn selbst ein Hoppe kann sich seiner trotz alles Sträubens)t entwinden. Denn was ist das in den obigen Zitaten Gesagte anders als Ent-klung in meinem Sinn? Aber mit großer Ängstlichkeit wird das Wort „Entwicklung" mieden, da heißt es „hervorgehen", „Umwandlung", „herausbilden" und sogar ein ort wie „absondern" muß herhalten, um nur ja der „Entwicklung" zu entgehen. Weitere Kommentare zu alledem sind überflüssig. Diese ganze Art und Weise, Hoppe die Entwicklung zu umgehen sucht, spricht Bände für — die Entwicklung.

Zu dem dann noch Folgenden nur noch eine kurze Bemerkung. Höchst wunder-er Weise erkennt Hoppe dort, wie gesagt, das Lamarck'sche Prinzip der Anpassung ihr ist nach ihm ein „sehr weitgehender Einfluß auf die Variation der Lebewesen uschreiben", (drei Seiten vorher ist Lamarcks Lehre zurückgewiesen worden!!) dabei te er dann, offenbar erschrocken über dieses Geständnis, hinzu, „nur darf dieser ıfluß nicht über jene Grenze hinaus angenommen werden, wo es sich darum handelt, as wirklich Neues zu schaffen." Wo das „Neue" anfängt, darüber läßt uns ppe leider völlig im Unklaren. Doch nein, Seite 31 spricht ja sehr bestimmt von Konstanz der Art. Also die Anpassung hat nur innerhalb der Art gewirkt, chah dies nun mit oder ohne Gottes Willen und Tätigkeit!? Wenn ohne Gott,

wie reimt sich das dann mit Hoppes Vorwurf gegen mich, daß ich eine Entwicklung ohne Gott lehren soll? wenn mit Gott, weshalb soll denn Gottes Wille und Tätigkeit bei der Art Halt machen, oder wie stimmt dies wieder mit der anderen Anschauung Hoppes eine Seite vorher zusammen, daß Gott Knochenfische aus Knorpelfischen „hervorgehen" ließ, ja sogar Insekten aus niederen Wassertieren „absonderte"? Hier wird ja au[…] einmal die Art verlassen und zur Entwicklung — ja wohl, Entwicklung einer Unter[…] klasse in eine andere, ja sogar eines Hauptkreises der Tiere in einen andern über[…] gegangen. Lauter unlösbare Widersprüche!

Nach allem Gesagten wird der Leser wohl schon zur Genüge sich selbst sage[…] können, was von einer solchen Art der Behandlung der Frage: „Wie ist die Wel[…] entstanden?" zu halten ist.

E. Dennert.



Vor mir liegt ein Flugblatt der Spiritisten, das in 100 000 Exemplaren verbreit[…] wird. An ihm ist manches bemerkenswert. Zunächst heißt es „die neue Geistlehre" u[…] nicht „Geisterlehre", ferner spricht es, wie das vielfach heute irreführend geschieht, nicht v[…] „Spiritismus", sondern von „Spiritualismus", das klingt einmal gelehrter, und soda[…] hat die Sache damit nicht den Beigeschmack des Unangenehmen, den der lichtsche[…] Spiritismus nun doch einmal für viele Menschen hat.

Nun aber der Inhalt! er ist bezeichnend dafür, wie heutzutage der Spiritism[…] einmal christliche Gedanken in sich aufnimmt und dann, wie er dem Christentum angrif[…] weise gegenüber tritt. Da wird vorerst behandelt „Wie stellt der Spiritualismus sich G[…] vor?" Hier wird zunächst die christliche Anschauung von Gott als Geist durch das W[…] von D. F. Strauß lächerlich gemacht, daß heute für einen außerweltlichen Gott W[…] nungsnot eingetreten sei. „Die neue, das Christentum überholende Gotteslehre" [...] Spiritisten soll nun die sein, daß Gott in der Welt ist wie die Seele im Körper, d[…] Gott also auch in uns ist.

Aber merkt denn der Verf. (Dr. Schaarschmidt) gar nicht, daß sich sein Spiritism[…] hier mit fremden, mit christlichen Federn schmückt? Hat er denn noch niemals etwas [...] der christlichen Lehre von Gottes Allgegenwart gehört? Ich rate ihm dringend d[…] Studium folgender Bibelstellen: Apostg. 17, 28; 1. Joh. 4, 16; 1. Kor. 3, 16 u. a. m. [...] denke, diese drei Stellen allein genügen schon um nachzuweisen, wie der Spiritismus [...] die christliche Anschauung fälscht und sie sich dabei doch noch aneignet, bezw. sich brüs[…] er habe diese neue Anschauung aufgebracht. Eine ebensolche Fälschung ist es, wenn d[…] weiterhin gegen die christlichen Gedanken der Dreieinigkeit ganz nach Haeckelschem Mu[…] das „Denkgesetz" angeführt wird, daß 3 nicht 1 und ein Teil nicht zugleich das Ganze [...] kann. — Für wie unglaublich dumme und denkfaule Menschen hält Dr. Schaarschm[…] danach die Christen!

Das zweite, was erörtert wird, ist „die neue Lehre vom Jenseits". Hier muß [...] Lehre von der Auferstehung des „Fleisches" herhalten, gegen welche die Konfirman[…]

später wortbrüchig werden müßten. Dann wird die spiritistische Auferstehung des Geistes hervorgehoben, „das Heraustreten der innern Äthergestalt aus der materiellen Hülle". „Was soll," fragt Dr. Sch., „der längst mit Gestank verweste Leichnam droben in der zarten Lichtätherwelt?" Wo in aller Welt steht in der christlichen Lehre etwas von dem Leichnam, der in der anderen Welt leben soll? Ich rate dem Verfasser hier wiederum ein aufrichtiges Studium der Bibel und zwar des für diese Frage maßgebenden 15. Kapitels des 1. Korintherbriefes. Da steht z. B.: „Es wird gesäet ein natürlicher Leib und wird auferstehen ein geistlicher Leib. Hat man einen natürlichen Leib, so hat man auch einen geistlichen Leib." Ist dies etwa eine niedrigere Auffassung als die spiritistische von der „inneren Äthergestalt"? Mir will es weit mehr erscheinen, als ob der Spiritismus hier auch wieder einmal vom Christentum eine Anschauung borgte und sie dann als „neu", als von ihm erst gefunden hinstellte.

Doch ich will nicht ungerecht sein: Der Spiritismus hat ja den Tatsachenbeweis für das geistige Fortleben als ein von der Materie befreites gebracht und zwar einmal durch das magnetisch-suggestive Heilverfahren und sodann durch — Geisterphotographien. Nun, jenes ist kein Verdienst des Spiritismus und dieses wagen wir trotz Dr. Sch. immer noch zu bezweifeln. Wenn es wirklich so ist, daß sich der Geist als ein ätherisches und photographierbares Fluidum beim Tode dem Körper entwindet, dann sollte doch ein Spiritist endlich einmal daran gehen und dieses sich entwindende Wesen im Augenblicke des Todes photographieren, damit müßte er doch jeden überzeugen, und das wäre doch wirklich ein ebenso vernünftiger Gedanke, wie der jenes amerikanischen Arztes, der Sterbende gewogen hat und gefunden haben will, daß sie im Augenblick des Todes ½—1 Unze leichter werden. Bei phlegmatischen Menschen soll dies langsam, bei sehr heftigen blitzartig erfolgen. Das erklärt der geniale Mann durch Entweichen der Seele, er fand so, daß die Seelen der Frauen nie mehr als ½ Unze wogen (die Armen!). Bei Ratten und Hunden fanden sie kein derartiges Seelen-Entweichen, doch glaubt Dr. Duncan Macdongall — so heißt der unsterbliche Arzt — daß es bei Affen stattfindet.

Dr. Schaarschmidt berichtet in seiner Zeitschrift „Wahres Leben" selbst über diese Versuche und fügt hinzu: „wir müssen uns diesen Experimenten gegenüber sehr skeptisch verhalten, weil es als eine wesentliche Eigenschaft des Äthers gilt, daß er der Schwerkraft nicht unterworfen, also unwägbar ist." Hieran ist manches sehr bemerkenswert. Einmal, daß die Seele nach Schaarschmidt wohl photographierbar, aber nicht wägbar ist. Das ist ein gewisser Widerspruch, denn die Strahlen, welche die photographische Platte chemisch beeinflußten, fordern nach unseren Anschauungen auch einen materiellen Träger, und dies soll eben der Äther sein. Doch wollen wir dies immerhin gelten lassen und dem Spiritismus nicht vorhalten, daß seine Ätherseele auch etwas Materielles ist, wenn auch eine so feine Materie wie der noch hypothetische Äther.

Etwas anderes ist bei alledem wichtiger. Wenn Dr. Sch. nach jenem Zitat die Ätherseele offenbar ganz mit dem sog. Weltäther identifiziert, so müßte, da dieser ja das ganze Weltall, also auch unsere Luft durchdringt, auch diese selbst photographierbar sein, und Geisterphotographien wären dann überhaupt nicht möglich.

Doch nun zurück zu unserem Flugblatt. Da heißt es weiter „orthodoxes und liberales Elend", dies besteht natürlich darin, daß die armen Geistlichen Dinge lehren und am Sonntag hersagen müssen, die sie nicht glauben, abgesehen von einem Teil der Orthodoxen, die zu dumm sind. Die liberalen sind aber noch die ehrlichen, denn sie zeigen doch wenigstens, daß sie das Bekenntnis nicht glauben, indem sie es — ableiern!! Mit solchen Mätzchen also sucht der Spiritismus das Christentum zu verdrängen!

Zuletzt wird über „soziales Evangelium" geredet. Der Spiritismus, der nach dem verblendeten Dr. Schaarschmidt der Welt eine neue Lehre von Gott und Jenseits schenkte soll ihr nun auch eine sittliche Wiedergeburt ermöglichen und zwar durch ein „neues" Sittengesetz, das da lautet: Einer für alle und alle für einen.

Hier befindet sich der Verf. wieder in demselben Irrtum wie bisher, denn auch dieses angeblich „neue“ Sittengesetz hat er dem Christentum entliehen. Auch hier seien ihm wieder einige Bibelstellen zum Studium empfohlen, wir nennen: Gal. 6, 2; 1. Kor. 10, 17; Röm. 12, 5; vor alledem aber 1. Kor. 12, 4—27. — Ebenso unwissend zeigt sich das Flugblatt, wenn es behauptet, das Christentum sei in der sozialen Frage „ohne allen Einfluß“ geblieben. Wenn es aber weiter davon spricht, daß die „Männer der Kanzel“ wohl gegen die „Sünden der kleinen Leute“, nicht aber gegen die Sünden der großen predigen, so sinkt es damit auf die Stufe der sozialdemokratischen Flugblätter herab, mit denen es überhaupt die Art der Beweisführung teilt.

Denkenden Menschen kann und darf ja so etwas nicht imponieren, allein es wird doch viele geben, denen solch ein Flugblatt Sand in die Augen streut, und deshalb nur weisen wir unsere Leser auf dasselbe hin, damit sie ihm nötigenfalls entgegentreten.

E. Dennert.



Aus guten Büchern.

Die Macht der Güte. Vor alten Zeiten gab es einmal einen mächtigen König, der zog mit Heeresmacht in fremde Länder und brannte Dörfer und Städte nieder und schleppte die Einwohner in Gefangenschaft. Seine Taten ließ er in Felsen einmeißeln und als er sein Ende herannahen fühlte, da ließ er sich aus gewaltigen Steinen einen Grabespalast errichten und seinen Leichnam ließ er in köstliche Salbe legen, damit der Tod ihm nichts anhaben könne.

Aber sein Name ist nicht lebendig unter uns, unser Gesicht leuchtet nicht und unsere Herzen klopfen nicht, wenn wir von ihm hören. Und kommen wird der Tag, wo Sturm und Regen den letzten Stein seines Denkmals zerstört haben werden, und wo der Sand der Wüste dahinweht über seine Spur, als ob er nie gelebt hätte.

Vor alten Zeiten lebte aber auch ein Mann, der hatte keine Soldaten und vergoß kein Blut und brannte keine Häuser nieder. Er grub seinen Namen nicht in die Felsen, sondern in die Herzen der Menschen. Er reichte den Sündern die Hand, er strich den Kranken milde über die heiße Stirn, er leuchtete mit dem Licht des Erbarmens in die Not der Armen und verharrte bis ans Kreuz in Verzeihung und Geduld. Die ihn am härtesten verfolgten, denen schenkte er sein tiefstes Mitleid und sehnte sich danach, sie durch sein Beispiel von ihrer Wildheit zu erlösen.

Er baute sich kein Grabeshaus wie die alten Könige — und doch seht ihr überall in den großen Städten wie im kleinsten Dorfe ein Haus seinem Andenken geweiht, in den Himmel ragen, ja selbst hoch über die menschlichen Wohnungen nahe dem ewigen Schnee, läutet die Kapelle zur Erinnerung an sein Liebeswerk — und noch heute feiert man auf der ganzen Welt die heilige Nacht seiner Geburt.

Seht: die Macht der Güte ist größer und ewiger als aller Kriegslärm dieser Welt. Sie lockt den Irrenden wie das Licht des Vaterhauses im dunklen Wald. Fürchtet niemals, daß Güte und Herzlichkeit verschwendet sei. Jedes milde Wort und jede große Liebe ist unsterblich, siegt über Hohn und Spott und wird stille gefeiert in verlassenen Herzen!

Aus F. W. Foerster, Lebenskunde S. 56.





Noch ein Wort über Elias Himmelfahrt.

In der Märznummer dieser Zeitschrift wurde die Frage erörtert: „Wie soll ich mir des Elias' Himmelfahrt vorstellen?" Was Herr Dr. Dennert dazu ausführte, hat nicht nur mir, sondern auch andern gläubigen Christen seines Leserkreises sehr leid getan. Muß wirklich derjenige, „der an die wörtliche Wahrheit jenes Berichtes glaubt, auf jede Vorstellung von der Himmelfahrt des Elias verzichten?" (D.) 2. Kön. 2, 11: „Und da sie miteinander gingen und redeten, siehe, da kam ein feuriger Wagen mit feurigen Rossen, und schieden die beiden voneinander; und Elia fuhr also im Wetter gen Himmel." Ich denke mir bei diesem kurzen Bericht: Ein furchtbares Gewitter entlud sich, aus den Wolken kam ein feuriger, d. h. *überirdischer Wagen mit ebensolchen Rossen* zur Erde hernieder, hielt still vor Elias; er, der eine Ahnung von diesem Vorgang hatte (2. Kön. 2, 1), stieg ein, der Wagen fuhr wieder zum Himmel, *ins Reich der seligen Geister*, und auf diesem Wege ward auch der Leib des Propheten verklärt, wie es auch noch anderen sterblichen Menschen am Ende der Tage geschehen soll. (1. Thess. 4, 17.) Wer einen gesunden Geist und einige Vertrautheit mit der biblischen Ausdrucksweise besitzt, kann sich also doch den Inhalt jenes Verses gerade so gut vorstellen, wie etwa den der Zeitungsnotiz: „Heute morgen unternahm der Kaiser eine Ausfahrt."

Dr. Fr. W. Krummacher, gestorben als Hofprediger in Potsdam 1868, hielt als Pfarrer in Barmen (1825—34) eine Reihe von Predigten über den Propheten Elias, die damals ungeheures Aufsehen erregten *und auch für unsere Zeit ihren vollen Wert behalten haben.* („Elias, der Thisbiter"; Buchhandlg. des Erzhgs. Vers., Neukirchen-Moers.) Darin gibt dieser geistesmächtige, nicht nur mit Verstand, sondern auch mit hohem dichterischem Schwunge begabte Mann eine glänzende Schilderung von der Auffahrt Eliä. Diese Predigten sind durchschnittlich 18 große Druckseiten lang, müssen also über eine Stunde gedauert haben, wurden in Abendgottesdiensten gehalten vor meist einfachen Leuten, und in solchen Mengen sammelten sich die Zuhörer, daß die Fenster der Kirche ausgehängt werden mußten, ganze Prozessionen wallten aus der Umgegend Barmens zum Gemarker Gotteshause, Ausländer ohne Zahl suchten Krummacher auf, „Elias, der Thisbiter" wurde in die verschiedensten Sprachen übersetzt. Eins aber kann ich mir nicht vorstellen. Daß bibelgläubige Prediger, die über die Köpfe ihrer Hörer hinwegreden, die unvorstellbare Dinge predigen, solchen Zulauf haben sollten!

Gewiß „ist nach unserer Kenntnis der Körper eines Menschen außer Stande, sich von der Erde gen Himmel zu erheben." (D.) Solches aber wußte auch *Adam* schon, und daß ein Mensch aus eigner Kraft sich gen Himmel erhob, steht nirgends in der Bibel, auch hier nicht. „Der Herr wollte Elia im Wetter gen Himmel holen." (2. Kön. 2, 1.) *Gottes Kraft* war es, die den Sturm der Elemente erregte, das Feuergespann erschuf, sandte, trieb und lenkte, den irdischen Leib des Elias verklärte. Mit dem Gesetze der Schwerkraft, das doch vom menschlichen Verstande aus irdischen Erscheinungen abgeleitet worden ist und nur auf solche bezogen werden kann, hat dieser Vorgang gar nichts zu tun. Er fällt einzig unter das große *Wundergesetz des Reiches Gottes*: „Natürliche Zustände können durch göttliche Kräfte jederzeit und in jedem Grade beeinflußt werden."

Wenn „Europäer des 20. Jahrhunderts bei derartigen Berichten ungläubig bleiben, bis sie es selbst gesehen“ (D.), so ist dieser sehr unwissenschaftliche Dünkel ihr eigener Schade und ohne jeglichen Wert für die Beurteilung solcher Geschichten. Das 20. Jahrhundert, das es selbst in den größten Städten, den Mittelpunkten von Bildung und Besitz, noch fertig bringt, die Nr. 13 an Straßenbahnwagen, Häusern und Hotelzimmern zu vermeiden, Hochzeiten und Dienstantritte nicht auf den Freitag zu verlegen, Wahrsager und Kartenleger fleißig zu gebrauchen und in Massen sich vom Spiritismus beschwindeln zu lassen, gesteht damit, daß es selbst nicht glaubt, an die von seinen Kindern gegen die Schrift so gern ins Feld geführte „unbedingte Naturgesetzlichkeit alles Geschehens“.

Auch ist die Anfechtung dieser Geschichte gar keine wissenschaftliche Leistung des 20. Jahrhunderts, sondern altes Eisen zum wenigsten aus der Zeit des Rationalismus. Krummacher wußte vor 80 Jahren schon, „was alles hier das Auge des Unglaubens, dieser schielende, umflorte und wunderscheue Schalk, hat sehen wollen,“ er bemitleidet „die Armen, die die Gesetze ihrer armen Physik wie eiserne Ketten an die Schollen dieser Erde schmieden“. Man darf aber auch ruhig behaupten: Der Zweifel an der Himmelfahrt des Elias ist so alt wie diese Geschichte selber, ist also stets „modern“ gewesen. Ferner bestreite ich, daß das Selbersehen hier das Entscheidende ist. Das Geschlecht Jesu glaubte nicht, obwohl es von der Wucht größter Tatsachen erdrückt wurde. Ob aber Gott dem, „der nicht selbst Zeuge eines solchen Wunders gewesen ist, es nicht verargen wird, wenn er dem Berichte zweifelnd gegenübersteht?“ (D.) Das Wort des Herrn: „Dieweil du mich gesehen hast, Thomas, so glaubest du. Selig sind, die **nicht** sehen und **doch** glauben!“ enthält jedenfalls einen **Tadel**!

Darin hat der Herr Herausgeber recht: „Wer an die Geschichtlichkeit jenes Berichtes nicht glaubt, muß sich eben sagen, daß derselbe von den Epigonen mit wunderbaren Ereignissen ausgeschmückt ist, die wohl einen gewissen geschichtlichen Hintergrund haben mögen.“ So oder so! Wer aber dieser Annahme huldigt, der beschuldigt Elisa oder seine Nachfolger der **Fälschung**! Denn da, wo das Walten des heiligen Gottes in Frage kommt, ist jede Hinzudichtung Betrug, Entheiligung des Namens Gottes. Wer die biblischen Erzähler in dieser Weise verdächtigt, der muß klare, wissenschaftlich begründete Beweise bringen oder es sich gefallen lassen, daß man ihn für einen **Verleumder** erklärt!

Auch widerspricht diese Behauptung dem Selbstzeugnis der Heiligen Schrift, 2. Kön. 2, 15—17: „Der Propheten Kinder sprachen zu Elisa: „Siehe, es sind unter deinen Knechten fünfzig Männer, starke Leute, die laß gehen und deinen Herrn suchen, vielleicht hat ihn der Geist des Herrn weggenommen und irgend auf einen Berg oder irgend in ein Tal geworfen ... Und sie sandten hin fünfzig Männer und suchten ihn drei Tage, **aber sie fanden ihn nicht**.“ Diese Verse beweisen entweder, daß Elias auf übernatürliche Weise aus dem Leben geschieden ist, oder sie zeigen aufs klarste, mit welcher Raffiniertheit die Gläubigen jener Zeit ihre eigenen Phantasiegebilde ins Gewand der Wahrheit kleideten. Ebensolches Machwerk ist dann aber auch Vers 1—11, wo wiederholt zu lesen ist, daß alle Beteiligten von der großen Gottestat schon vorher zum wenigsten eine Ahnung gehabt haben. Auch das aber kann ich mir nicht vorstellen, daß das heiligernste Wirken Elias' und Elisas ein Geschlecht von Märchenerzählern erzeugt haben sollte!

Unheilvoll nach jeder Seite ist diese Hypothese von der Epigonenphantasie. Haben spätere Geschlechter das **Ende** des Elias mit Sagen umwoben, warum nicht auch sein **Leben**? Setzen wir hinter die Himmelfahrt des Elias ein Fragezeichen, dann können wir es nicht wehren, daß man auch seine übrigen Gotteswunder in Zweifel zieht. Haben aber nicht, um von der Vorzeit ganz zu schweigen, auch Moses, Josua, Samuel, hat nicht vor allem der Herr Jesus seine Epigonen gehabt? Hat es zu Zeiten des Elias und später Gläubige gegeben, denen die „hochgesteigerte religiöse Begeisterung“ jedes Gefühl für Wahrheit und Dichtung verwirrte, sollte dann die erste Christenheit für solche Gewächse

nicht ein noch viel günstigerer Boden gewesen sein? Wohl keine Zeit war religiös so erregt wie die Jahrzehnte nach Christus, und gerade damals standen die Christen allerlei unreinen heidnischen Einflüssen offen, auch den unsauberen Methoden der schriftstellerisch gewitzigten Römer und Griechen. Lassen wir also die Epigonenfeder bei 2. Kön. 2, 11 zu, so müssen wir auch an andern Stellen, erst recht aber im Neuen Testament, ihre Wirksamkeit zugestehen. Dann aber wissen wir nicht mehr, wo in Jesu Leben, sowie in der ersten Geschichte seiner Kirche die Grenze zwischen Sage und Wirklichkeit ist. Damit löst sich die Gewißheit unserer Erlösung und Auferstehung in lauter Zweifelsnebel auf; wir können uns nicht mehr stützen auf das felsenfeste: „Es stehet geschrieben!“ — uns bleibt nur noch das haltlose: „Man sagt!“ oder: „Resultat der neuesten Forschung ist —.“

Mag Herr Dr. Dennert auch noch so „entschieden in Abrede stellen, daß der freie Standpunkt den Wundern des Alten Testaments gegenüber im Gegensatz zur Stellung zum Neuen Testament eine Halbheit und Inkonsequenz ist“, mag er es auch „auf das Entschiedenste betonen“, daß man solche Berichte „als Übertreibungen aus nebelhafter Ferne ansehen kann, ohne daß dadurch die felsenfesten, wahren Tiefen des göttlichen Offenbarungswertes der Heiligen Schrift irgendwie erschüttert werden“ — so sind das alles doch nur *viele Behauptungen* gegen *eine unabweisbare Folgerung*! „Muß ich bei einer, auch der unerheblichsten Stelle der Schrift ihre historische Treue in Verdacht nehmen, gleich ist der Schriftgrund überhaupt unter meinen Füßen erschüttert.“ (Kr.)

„Ob Gott ein solches Wunder, wie das der leiblichen Himmelfahrt des Elias, hätte tun können? Ja ganz gewiß. Der Gott, der das Gesetz der Schwerkraft gab, kann es auch überwinden, wenn er es für nötig hält. Ob er es tut, das wird aber, nochmals sei es gesagt, nicht nach Laune und Willkür zu beurteilen sein, sondern nach dem Heils- und Erziehungsplan, den er mit den Menschen vorhat.“ (D.) Wenn das heißen soll: Wir dürfen den Offenbarungswert einer biblischen Geschichte nur nach dem Zusammenhang, nach dem Sinn und Geist der ganzen Schrift beurteilen, so bin ich damit einverstanden, möchte aber den bescheidenen Wunsch aussprechen, daß Herr Dr. Dennert überall Ernst mit diesem schönen Satz machte. Schrift durch Schrift erklären, geistliche Sachen geistlich richten, ist auch hier der einzig richtige Weg. Ein Blick aber in Gottes Wort sagt uns: Eliä Himmelfahrt ist weiter nichts als die *Krönung* eines Meisterwerkes göttlicher Gnade.

Als Israel bis auf wenige Fromme sich schlimmstem Götzendienst und Sündengreuel ergeben hatte, erscheint der Thisbiter. Sein erstes Auftreten, gleich welch eine Kühnheit dem König, der Volksmenge und den fanatischen Baalspriestern gegenüber! Unbedingt vertraut Elias seinem Gott, mit beispielloser Pünktlichkeit gehorcht er jedem Wink Jehovahs, mit furchtbarer, vor nichts zurückschreckender Strenge eifert er um den Namen des Herrn, und auch in der Verzagtheit sucht er sofort das Herz seines Gottes. Immerfort ist er unterwegs, der Sünde folgt er auf dem Fuße, ein lebendiges Gewissen seines Volkes. Sichtbar steht dieser Mann in Gottes Hut, keine Hand wagt sich an ihn, Feuer fällt vom Himmel zu seinem Zeugnis und Schutz. Durch ihn geschahen Wunder, wie seit Jahrhunderten nicht, ist doch auf sein Gebet zum erstenmal ein Toter auferweckt worden. Großes wirkt er: Die grauenhafte Macht des Götzendienstes wird gebrochen, die Stillen im Lande wagen sich hervor, 7000 bleiben übrig, die ihre Knie nicht gebeugt haben vor Baal, auch andere Propheten treten auf, das Wort des Herrn gewinnt Einfluß auf den König, Ahab beugt sich wenigstens äußerlich, und der Herr gibt ihm Sieg. Wenn in der Folgezeit ein blühendes Gemeinschaftsleben sich regt in Israel, wenn dieses Reich noch 150 Jahre erhalten bleibt: Elias war die Quelle solches Segens, war „Wagen Israels und seine Reiter“.

Unauslöschlich hat sein Bild sich dem Volke eingeprägt, sein Name wird nächst dem des Moses am meisten genannt im Neuen Testament, Jesus und Johannes werden für den wiedergekommenen Elias gehalten. Auf dem Berge der Verklärung aber, in jenem himmlischen Rate, da auch über Sein und Nichtsein unserer Seelen geredet wurde, er-

scheint der Mann von Thisbe mit dem Gesetzgeber vom Sinai als Abgesandter Gottes des Vaters. Wenn Gottes Kraft nun in so hervorragender Weise in diesem Staubgebornen wirksam war, wenn schon Moses starb in den Armen des Herrn, sollte es dann wirklich so schwer zu verstehen sein, daß Jehovah seinen treuen Knecht Elias im Wetter gen Himmel holt? Sehen wir nicht auch hier das göttliche Reichsgesetz: Je kräftiger sich die Macht der Finsternis regt, desto heller offenbart sich die Gnadenvollmacht Gottes?

Nur kurz will ich noch darauf hindeuten, daß die Himmelfahrt des Propheten Elias den nachfolgenden Geschlechtern der Juden viel zu sagen hatte. Mit Recht nennt sie Krummacher „einen Nachbeweis von der Realität der himmlischen Dinge, einen Fels unter ihrem Glauben an das Jenseits, einen Blick in Gottes Vaterherz und in die Tiefen seiner Sünderliebe, ein Spiegelbild eigener zukünftiger Herrlichkeit". Diese unvergängliche Bedeutung aber hat sie noch heute für jeden Christen,

„Der aus dem Wort gezeuget
Und durch das Wort sich nährt
Und vor dem Wort sich beuget
Und mit dem Wort sich wehrt."

Lehrer G. Schmidt-Holzwickede.

Nachschrift des Herausgebers. Selbstverständlich gebe ich gern jeder von der meinigen abweichenden Ansicht Raum in Gl. u. W., und dies gerade auch in der in Rede stehenden Frage, bei der ich Widerspruch erwartete; denn unsre Gemeindeglieder haben sich längst noch nicht alle zu der unbefangenen Stellung der Heil. Schrift gegenüber durchgearbeitet, welche allein imstande ist, die modernen Angriffe gegen sie zu überwinden. Unbefangen aber nenne ich weder jenen Standpunkt, welcher von vornherein an die Bibel mit der Überzeugung herantritt, daß alles an ihr rein natürlich und menschlich ist, noch auch den anderen, den der Verf. des obigen Artikels vertritt, daß alles an ihr Wort für Wort göttlich und irrtumslos ist. Der unbefangene Standpunkt wird beidem, dem göttlichen wie dem menschlichen Faktor in ihr Rechnung tragen. Diesen zu vertreten gebe ich mir Mühe.

Was nun die vorstehende Erörterung anbelangt, so muß ich zunächst auf das Entschiedenste dagegen protestieren, daß der Verf. mir unterschiebt, ich beschuldige den Elisa oder seine Nachfolger der „Fälschung" und daß er mich dann — sonst hat ja jenes Wort keinen Sinn — einen „Verleumder" nennt. Der Einsender sollte sich doch sagen, daß er mit derartigen Kraftausdrücken und bodenlosen Beschuldigungen der Sache, die er vertritt, ganz gewiß nicht dient. Ich werde mich bemühen, nicht in diesen Ton zu verfallen.

Zu dem eben Gesagten bemerke ich folgendes: Ehe von „Fälschung" die Rede sein kann, muß ich von dem Verf. verlangen, daß er mir „klar und wissenschaftlich begründet" den Nachweis liefert, von wem und wann der Bericht von des Elias Himmelfahrt geschrieben worden ist, erst dann wird sich darüber diskutieren lassen, ob hier überhaupt eine „Fälschung", d. h. eine bewußt falsche Darstellung, möglich ist. Aber hier zeigt sich eben der prinzipielle Gegensatz: Wenn jemand glaubt, der biblische Erzähler habe im guten Glauben seiner Zeit Dinge berichtet, welche die Tradition allgemach umgestaltet hatte, so ist dies „Betrug" und „Entheiligung des Namens Gottes", das ist natürlich nur dann möglich, wenn man die Voraussetzung macht, daß die biblischen Erzähler Wort für Wort vom Geiste Gottes inspiriert worden sind und kein einziges eignes Wort hinzugesetzt haben. Auf dem Standpunkt dieses Glaubens steht offenbar der Verf. der obigen Zuschrift. Ich verarge ihm dies durchaus nicht, ich lasse vielmehr jedem seinen Glauben und beschimpfe ihn deswegen nicht. Da aber der Einsender hier mit Ausdrücken wie „Verleumder" um sich wirft, so muß ich hier unbedingt zweierlei von ihm verlangen:

1. Den klaren Beweis aus der Bibel selbst, daß jedes Wort derselben von Gott inspiriert ist (bitte aber nicht die gewöhnlich angegebenen, immer wieder mißverstandenen Bibelstellen 2. Petri 1, 21 und 2. Tim. 3, 16).

2. Antwort auf die Frage: wie stellen Sie sich z. B. zu der Tatsache, daß Schlangen ıur lebende Tiere fressen, angesichts 1. Mose 3, 14? (bitte aber nicht mit der bekannten iblen Ausflucht antworten, die Schlangen bekämen beim Fressen auch Erde in das Maul).

Übrigens ist an der Beschuldigung des Verf. noch eines sehr charakteristisch: vährend er auf der einen Seite jede wissenschaftliche Behandlung der in Rede stehenden Frage weit von sich weist und eben als „Entheiligung des Namens Gottes" bezeichnet, ›erlangt er dann doch wieder „klare, wissenschaftliche Beweise". Diese Inkonsequenz vertehe ich nicht.

Nach dem Gesagten ist eigentlich ein Eingehen auf die Erörterungen des Verf. ınnötig. Wir gehen eben beide von absolut verschiedenen Standpunkten aus, und soange der Verf. den meinigen als Verleumdung der biblischen Erzähler ansieht, kann ich nit ihm nicht rechten. Allein immerhin sei noch kurz auf einige Punkte eingegangen. Wenn ich sagte, daß der, welcher an die wörtliche Wahrheit des Berichts glaubt, auf ede Vorstellung von der Himmelfahrt des Elias verzichten müsse, so meinte ich dabei ıatürlich eine wissenschaftlich begründete Vorstellung. Daß sich die Phanasie des Einsenders allerhand ausmalen kann, das bezweifle ich keinen Augenblick. Ich neinerseits muß allerdings meine völlige Unfähigkeit bekennen, mir seinen „überirdischen Wagen" und seine „überirdischen Rosse" vorzustellen, also soviel „gesunden Geist" vie der Einsender besitze ich darnach nicht. Daß aber jene Phantasievorstellung mit der ınderen auf einer Stufe stehen soll: „Heute Morgen unternahm der Kaiser eine Ausahrt", muß ich durchaus im Namen des „gesunden Geistes" in Abrede stellen. Und vas soll es bedeuten, daß auch ein bedeutender Kanzelredner wie Fr. W. Krummacher ›ie Himmelfahrt des Elias mit glänzender Phantasie ausmalte? Das hilft doch dem ›etreffenden Fragesteller rein gar nichts; denn für diesen handelt es sich um die vertandesgemäße, nicht um die phantasiegemäße Auffassung der Himmelfahrt des Elias. In der Richtung liegen überhaupt die Zweifel unserer Zeit, und die kann man nicht mehr nit dem vom Standpunkt des Einsenders aus allein probaten Mittel des Sacrificium ntellectus (Opfer des Verstandes) gewaltsam niederschlagen.

Ohne nun auf alle Einzelheiten einzugehen, die zumeist auf Mißverständnissen beuhen (Aufhebung der Schwerkraft, ich habe ja selbst gesagt: „Gott, der das Gesetz der Schwerkraft gab, kann es auch überwinden" — „Europäer des 20. Jahrhunderts" u. s. w.), ei noch folgendes gesagt: Die Möglichkeit oder Tatsächlichkeit einer wunderbaren Entückung des Elias habe ich durchaus nicht bestritten, vielmehr handelt es sich bei dem, vas ich schrieb, lediglich um die sinnenfälligen Umstände derselben, die Erhebung in die Wolken, die feurigen (oder nach dem Einsender „überirdischen" — mit welchem Recht ibrigens? ist dies nicht etwa eine Umdeutung??) Rosse und Wagen. Darauf geht der Einsender nicht ein. Nach ihm scheint also der ganze Wert der Geschichte des Elias mit ›en feurigen Rossen u. s. w. zu stehen und zu fallen. Welche kleinliche Auffassung derelben! ich muß gestehen, daß ich davon größer denke.

Die folgenden Erörterungen gehen dann wieder auf dasselbe hinaus, was oben chon gesagt ist, auf die verschiedene Auffassung der Heiligen Schrift, daß die „Epigoneneder", wenn im Alten Testament, dann auch „erst recht" im Neuen Testament geirrt ›aben muß, ist eine Behauptung, welche durch nichts bewiesen wird, die Schriften ›es Neuen Testaments sind in bezug auf ihre Urheberschrift, auch abgesehen von den ›aulinischen, ganz anders beglaubigt als die meisten alttestamentlichen Schriften.

Zuletzt konzentriert sich die ganze Frage darum, ob der, welcher den menschlichen Faktor der Heiligen Schrift ruhig anerkennt, sich einer Halbheit und Inkonsequenz schuldig macht. Wenn der Einsender in dieser Hinsicht von „vielen Behauptungen" meinerseits gegenüber einer „unabweisbaren Folgerung" seinerseits redet, so bleibt er dafür jeden Beweis schuldig; denn die Behauptung Krummachers, daß der Schriftgrund überhaupt erschüttert ist, wenn auch die unerheblichste Stelle der Schrift nicht historisch treu ist,

kann doch nicht als Beweis angegeben werden. So einfach werden Beweise nicht geführt, besonders dann nicht, wenn es sich um so ernste und wichtige Fragen handelt. Jedenfalls läßt eine solche Behauptung jede Logik vermissen.

Ein Beispiel aus dem Leben mag dies klar machen. Gesetzt, der Einsender berichtet an einen anderen über irgend welche Ereignisse, welche schon einige Zeit hinter uns liegen und die er selbst nicht miterlebt hat. Er erforscht alles nach bestem Wissen und Gewissen und setzt nach dem Ergebnis seinen Bericht auf. Der andere empfängt ihn und bald entdeckt er, daß einige Angaben, obwohl auf Tatsachen deutend, doch irrig ausgelegt sind, ja daß einige Nebenumstände nicht genau der Wirklichkeit entsprechend wiedergegeben sind. Daraufhin erklärt der Betreffende: Da der Berichterstatter es in diesen, wenn auch ganz unerheblichen Dingen an historischer Treue fehlen ließ, so ist ihm überhaupt nicht zu trauen, also ist seine ganze Darstellung falsch. — Was würde der Einsender zu dieser Logik sagen? Würde er sich nicht ganz entrüstet gegen dieselbe wenden, würde er nicht am Ende den, der solche Logik anwendet, einen — Verleumder nennen?

Weshalb, frage ich, wird an die Heilige Schrift ein anderer Maßstab gelegt, weshalb wird, was an und für sich kaum jemand glaubt, der Gemeinde von gewisser Seite immer wieder eingeredet: wenn die Heilige Schrift auch nur einen kleinen Irrtum enthält, dann ist alles in ihr falsch oder doch unsicher? Der Würde der Schrift dient man damit sicherlich nicht, und einen Zweifelnden und Irrenden wird man damit auch nicht zurecht bringen, wenn aber immer so getan wird, als ob durch die Stellungnahme, welche neben dem göttlichen auch einen irrenden menschlichen Faktor der Schrift anerkennt, Gemeindeglieder irre gemacht werden (Namen werden dabei nie genannt!) — so muß ich sagen, daß dies dann doch solche sind, die sehr wenig feststehen und die ihr Heil auf recht äußerliche Dinge aufbauten. Wie sollen die dann aber dem Ansturm der schärferen Kritik standhalten?

Jedenfalls wird man der Bibel und der Gemeinde viel besser dienen, wenn man für jene nicht eine besondere, sonst in der Welt nicht geltenden Logik konstruiert und wenn man diese darüber unterrichtet, daß die großen Heilstaten Gottes davon gänzlich unberührt bleiben, daß die tägliche Erfahrung nun einmal lehrt, daß die Schlangen nicht Erde fressen.

Was den Schluß in den Erörterungen des Einsenders anbelangt, so kann ich dem ganz zustimmen. Wenn es also in Gottes Heilsrat beschlossen und es diesem entsprechend gut war, sein großes Werkzeug Elias in besonderer Weise abzurufen — weshalb nicht? und weshalb sollte ihm dazu die Macht fehlen? Ich habe daran niemals gezweifelt und habe es nie zu betonen unterlassen, daß Gott dazu die Allmacht haben muß, wenn anders man ihn nicht zum Sklaven seiner Gesetze machen will. Allein alles dies trifft ja gar nicht den Kernpunkt *unserer* Frage. Denn damit ist nicht gesagt, daß die sinnfälligen Nebenumstände jener Abberufung nun wirklich so gewesen sein müssen, wie es 2. Kor. 2 geschildert ist. Ich glaube also z. B., daß Gott den Elias auch ohne feurige Wagen und Rosse zu sich entrücken konnte.

Insgesamt ist mein Urteil also dieses: wenn es jemandem keine Schwierigkeiten macht, an die wörtliche Deutung jener Ereignisse zu glauben, so mag er es ruhig tun, ich werde ihn deshalb nicht schelten oder ihn darin beirren, wenn aber jemand von Zweifeln daran bedrängt wird — und so war der vorliegende Fall doch wohl — so werde ich ihm sagen: jene sinnenfälligen Ereignisse kann die Folgezeit am Ende erst zu einem an sich schon auffallenden Ereignis, dessen wirklichen Hergang wir nicht kennen, hinzugefügt haben davon bleibt natürlich die gewaltige Gestalt des Elias und sein großes Werk unberührt Jenem aber möchte ich raten, den anderen wegen dieser Stellungnahme nicht des Unglaubens, der Verleumdung oder sonst etwas derartigen zu beschulden, es möchte sonst doch wohl auf ihn das Herrnwort Anwendung finden, das Matth. 23, 13 steht.

E. Dennert.



1. Zeitschriften.

Der Beweis des Glaubens Heft 4—6. Jacobi beschließt „Der Glaube und die Geschichte"; Henschel behandelt „Die Tatsächlichkeit der Auferstehung Christi"; Jordan bringt ein Wort „E. G. Steude zum Gedächtnis"; K. Schmidt „Begriff und Bedeutung des Wunders": sinnlich wahrnehmbare übernatürliche Ereignisse, die das Heilswerk Gottes fördern sollen.

Bremer Beiträge Heft 3. O. Veeck „Kalthoffs Ideale." Dieselben haben sich im Lauf der Zeit sehr gewandelt, was zunächst an seinem Christusideal gezeigt wird. O. Hartwich setzt fort „Jesus als Individualist": Ahnen, Hoffen, Glauben, Lieben sind die seelischen Kräfte, die Jesus erwecken wollte, aber er wußte auch schon, daß sie persönliche Gewissenssache des Menschen sind. Dann aber darf die Sozietät der Kirche den jeweiligen Glaubensinhalt des Individuums auch nicht beschränken, d. h. sie muß unbeschränkte Glaubensfreiheit fordern (der Verf. vergißt ganz, daß die Kirche doch eben eine Gemeinschaft derer ist, die eines Glaubens sind). K. Rösener setzt fort „Nietzsches Radikalismus" und behandelt dabei „den Willen zur Idee".

Natur und Offenbarung Heft 6. W. Meyer „Linnés Religiosität und nemesis divina".

Die Reformation Heft 20. Fr. Kropatschek „Zur Psychologie des Unglaubens". O. Siebert „Rudolf Euckens Kritik der naturalistischen Weltanschauung": Die letztere will mit naturalistischen Daten auskommen, setzt aber fortwährend voraus und gebraucht Güter und Größen einer geistigen Welt. — Heft 21 bis 23. K. Beth „Das Verständnis vom Leben in der neueren Naturforschung": ein Referat über die neuen vitalistischen Lehren. Heft 25. E. König „Schlagwörter der modernen Theologie": als solches wird drittens behandelt „Die Stellung zum Christentum ist Persönlichkeitssache", das ist nun aber stets von der Kirche geachtet worden, allein heute wird es so aufgefaßt, daß jeder sich seine Religion selbst bilden und sich selbst erlösen kann.

Deutsch-evangelische Blätter Heft 6 u. 7. R. Falke „Das Tripitaka der Buddhisten und die Bibel der Christen": Buddhas Gestalt ist in Nebel verhüllt; Jesu Persönlichkeit ist eine geschichtlich klar erkennbare. Tripitaka und Neues Testament sind beides originale Schöpfungen des religiösen Geistes und voneinander unabhängig. L. Clasen „Persönlichkeitsreligion": bei dieser ruht der Glaube nicht auf dem Nachweis geschichtlicher Tatsachen, sondern das Lebensgefühl und Verlangen nach Heil ist durch das erfüllt, was der Gläubige an Jesus Christus erlebt hat und was ihm dadurch zu einer zweifellosen Gewißheit geworden ist.

Der alte Glaube Nr. 31. J. Ernst „Entwicklung und Offenbarung", Verf. verwirft die Entwicklungslehre durchaus, soweit sie nicht unter göttlicher Leitung steht, die Offenbarung vernichtet eine solche Entwicklung nicht, sondern erklärt sie. Nr. 36 u. 37. A. Lienhard „Die bleibende Bedeutung Jesu" (wird betrachtet in religiöser, sittlicher und sozialer Hinsicht).

2. Bücher.

Ihmels, Prof. D., Die Auferstehung Jesu Christi. Leipzig, Deichert 1901. 1. u. 2. Aufl. 50 Pfg. — Auch in diesem Vortrag zeigt Ihmels wieder seine hohe apologetische Gabe, die durch das Mittel tüchtiger Wissenschaftlichkeit wirkt.

Gennrich, Lic. P., Die Lehre von der Wiedergeburt in dogmengeschichtlicher und religionsgeschichtlicher Beleuchtung. Leipzig, Deichert 1907. 6 Mk. — Mit großer Gelehrsamkeit ist der gewaltige Stoff bearbeitet, der in seinem 2. Teil, der Darstellung der indischen Wiedergeburtslehre, auch für Nichttheologen von Interesse ist. Für Theologen ist die Darstellung der modernen Entwicklung der Anschauung in Kirche und Gemeinschaftsbewegung besonders fruchtbar und klärend. Z.

K. Beth, Prof. D., Die Moderne und die Prinzipien der Theologie. Berlin, Trowitzsch & Sohn, 1907. 347 S. br. 5,50 Mk. — Ein sehr bedeutsames Buch, das unserer Überzeugung nach in die Gegenwart klärend und neue Wege weisend eingreifend wirkt. Unser verehrter Mitarbeiter bespricht hier kritisch die „modern-positiven" Ansichten von Kaftan, Grützmacher und Seeberg und setzt dann seinen eigenen, Seeberg am nächsten stehenden Standpunkt auseinander. Unsere Leser werden denselben aus einem Aufsatz des Verf. in einem der nächsten Hefte kennen lernen. Wir wollen uns daher begnügen, die, welche Näheres hören möchten, auf dieses vorzügliche, klar geschriebene Buch hinzuweisen. Auch Nichttheologen werden aus ihm reichen Gewinn haben, ich kann es bezeugen. Dt.

D. Otto Kirn, Materialistische und christliche Weltanschauung. Vortrag. Dresden, C. Heinrich, 1906. 33 S. 60 Pfg. — Derselbe, Göttliche Offenbarung und geschichtliche Entwicklung. 30 S., 30 Pfg. Wer die lichtvolle Art des Leipzigers Systematikers kennt, die Probleme der Geisteswelt zu behandeln, wird ihm für diese kleinen, dem Verständnis gebildeter Nichttheologen vorzüglich angepaßten Gaben dankbar sein. Sein Nachweis, daß der Materialismus unsolid in seinen Grundlagen, unfruchtbar für Wissenschaft und Leben und trostlos für das Gemüt genannt werden muß, daß dieser „Nachtansicht" des Materialismus gegenüber die christliche Weltanschauung die wahre, belebende und hoffnungsreiche „Tagesansicht" sei, ist ein apologetisches Kabinettstück. — Noch wertvoller, besonders für die Auseinandersetzung zwischen modernem und altgläubigem Verständnis des Christentums, ist der zweite Vortrag, welcher das Wesen der göttlichen Offenbarung und den Vorstellungskreis des auf die Religionsgeschichte angewandten Entwicklungsdogmas nebeneinanderstellt; er führt zu dem Ergebnis: wir erkennen in der Geschichte, durch welche die Offenbarung des handelnden Gottes zu uns kommt, einen Einschlag von allgemeiner Entwicklung bereitwillig an, lernen auch durch die Auseinandersetzung mit dem Entwicklungsgedanken immer schärfer zwischen Inhalt und Form der Offenbarung, zwischen der gestaltenden Idee und den geschichtlich bedingten Ausdrucksmitteln zu unterscheiden; doch ist eine Ersetzung des Offenbarungsbegriffes durch den Entwicklungsgedanken nicht möglich ohne ein Unrecht gegen die Geschichte, gegen die Religion und speziell gegen das Christentum. Ma.

W. Bölsche, Die Schöpfungstage. Dresden, C. Reißner, 1906. 88 S. — Ein eigenartiges Buch! Der bekannte monistische Schriftsteller mit seiner großartigen Sprache und Phantasie liefert hier eine Schöpfungsgeschichte mit Anlehnung an — die biblische. Zwar ist diese ihm lediglich ein Märchen, allein er kann doch nicht umhin sie zu bewundern. Wenn er an manchen Stellen von der Wirksamkeit Gottes spräche, so könnte man das Buch als das eines Theisten ansehen. Uns will es als ein Zeugnis erscheinen, daß Bölsches Entwicklungsgang noch nicht abgeschlossen ist und daß er bei dem seichten Monismus Haeckelscher Richtung nicht hängen bleiben wird. Dt.

G. Wobermin, Prof. Dr., Der christliche Gottesglaube in seinem Verhältnis zur heutigen Philosophie und Naturwissenschaft. 2. Aufl. Berlin, A. Duncker, 1907. 171 S. 2,60 Mk. — Ein apologetisch sehr brauchbares Buch, das sich durch klaren

Stil und klare Gedankengänge auszeichnet. Der Verf. behandelt den christlichen Gottesglauben in seinem Verhältnis zu Erkenntniskritik, Kosmologie, Biologie und Psychologie. Wenn er meine einschlägigen Arbeiten ganz ignoriert, so bedaure ich dies deshalb, weil er durch die von Wigand und mir vertretene Individuation in der Natur eine noch bessere Vertiefung des kosmologischen Gottesbeweises gefunden hätte, als sie ihm ohne diese zur Verfügung steht. Wir empfehlen dieses Buch dringend. Dt.

H. Bavink, Prof. Dr., Christliche Weltanschauung. Übersetzt von H. Cuntz. Heidelberg, C. Winter, 1907. 79 S., 1 Mk. — Vorlesungen eines Amsterdamer Theologen, die es wohl verdienten übersetzt zu werden: fein, geistreich, anregend. Dt.

Biblische Zeit- und Streitfragen II. Serie. Gr. Lichterfelde, E. Runge, 1906. Das schöne und dankenswerte Unternehmen schreitet rüstig fort. Vor uns liegen: 9. Heft. B. Weiß, Der erste Petrusbrief, 65 S., 60 Pfg. Der greise Theologe weist ruhig und bestimmt nach, daß der erste Petrusbrief von Paulus unabhängig ist und daß wir in ihm den Beweis haben, „daß es ein Christentum gab, dessen Echtheit, weil es von den Urzeugen Jesu stammt, unantastbar ist." — 10. Heft. L. Lemme, Brauchen wir Christum, um Gemeinschaft mit Gott zu erlangen? 33 S., 50 Pfg. Die Frage wird entschieden bejaht, denn Christus ist nicht nur ein Religionsstifter gleich anderen, sondern „der unausweisliche und unablehnbare Mittler zwischen Gott und den Menschen". — 11. Heft. E. K. Müller, Unser Herr, 52 S., 50 Pfg., bespricht den Glauben an die Gottheit Christi. — 12. Heft. C. von Orelli, Die Eigenart der biblischen Religion. 39 S., 50 Pfg. Dieselbe besteht in der mit Gott geeinten Person Jesu und in seinem eigenartigen Eintreten für die Menschen. — Wir empfehlen nach wie vor diese Sammlung auf das lebhafteste. Hier bleibt die Gemeinde in lebendiger Fühlung mit der Arbeit der positiven Theologie. Dt.

E. Wittekindt, Blätter der Erinnerung an Generalsuperintendent D. Wilhelm Lohr, nebst einem Beitrag von D. A. Klingender, Studiendirektor zu Hofgeismar. Lometsch, Cassel. 188 S., geb. 3 Mk. — Lichtvoll und warmherzig wird hier der innere und äußere Werdegang sowie das Schaffen Lohrs geschildert. D. Klingender entwirft sodann am Schluß noch einmal zusammenfassend ein objektiv gehaltenes Charakterbild dieses heimgegangenen Großen vom Reiche Gottes. Sa.

Ewigkeitsfragen im Lichte großer Denker. Eine Sammlung von Auswahlbänden. Herausgegeben von D. phil. E. Dennert-Godesberg. Band 2. Sören Kierkegaard. Ausgewählt und bearbeitet von A. Bärthold. Hamburg, Rauhes Haus. 153 S., 1,90 Mk. Subskriptionspreis pro Band 1,70 Mk. — Diese Sammlung hat die Aufgabe, aus den Werken bedeutender Männer aller Zeiten und aller Wissenszweige das Wichtigste von dem darzubieten, was sie über die religiöse Weltanschauung gedacht und geschrieben haben. — Der erste Band behandelt Kant; die weiteren werden bringen: Michelangelo, Joh. Tauler, Newton, Tholuck, Kingsley u. a. Wie bei Kant so war es auch bei Kierkegaard keine leichte Aufgabe, die religiösen Ansichten dieses schwerverständlichen Denkers mit dessen eigenen Worten in verständlicher Weise zu entwickeln. Kierkegaard hat etwas Tiefgründiges, Knorriges, grausam Wahrhaftiges an sich; ihn zu lesen bedeutet keinen Frühlingsspaziergang, sondern ein mühevolles Bergsteigen. Aber Bärthold hat seine Aufgabe glänzend gelöst. Wer mit Lust und heiligem Ernst das Buch zur Hand nimmt, wird für Geist und Herz einen großen Gewinn haben. Sa.

G. Hirschfeld, Ein Requiem. Leipzig, Inselverlag 1906. Mit Buchschmuck. 3 Mk. — Eine feinsinnige Novelle, deren Hintergrund der Bauernkrieg bildet. Die Sprache ist poetisch und schön. Ein Buch für junge Mädchen.

E. Kunze, Einführung in das Neue Testament. Berlin-Zillessen. Eleg. broschiert 2 Mk. — Das Buch wendet sich an „heilsbegierige Leser", die unter kundiger Führung tiefer in die Schrift eindringen wollen. In seinem Urteil, das über die alte

Lehre von der wörtlichen Inspiration der Heiligen Schrift hinausführt, ist der Verf. weise und maßvoll. Manchem Bibelleser wird es wichtig sein, über die Entstehung der Schriften im Neuen Testament Aufschluß zu erhalten. Hier ist es gegeben, soweit Nichttheologen ihm folgen können. Gut ist auch die Einführung in den Gedankengang jeder einzelnen Schrift. Das Urteil über Th. Zahn (S. 27) ist nicht das gewöhnliche. Z.

Philippi, Ad., Greif zu! Ein Wegweiser für solche, die den Frieden Gottes suchen. Basel Missionsbuchh. 40 Pfg.

Vortisch, Dr. H., Hin und her auf der Goldküste. Tagebuchblätter eines Missionsarztes. Basel Missionsbuchh. 1907. 2,40 Mk. — Hübsch ausgestattet, mit vielen Bildern.

John Williams, der Apostel der Südsee. Erzählt von J. M. Basel Missionsbuchh. Broschiert 80 Pfg.

Hackmann, Lic. H., Missionsarbeit in China einst und jetzt. Leipzig Ev. Verlag. 1906. 25 Pfg.

Zeugen Gottes aus allerlei Volk. Lebensbilder großer Missionsmänner. Heft 1—10 zu je 10 Pfg. Unter andern E. R. Baierlein, Sam. Crowther, Livingstone, Al. Mackay, Ziegenbalg. — Berlin Deutsche Sonntagschul-Buchh.

Salz und Licht. Vorträge und Abhandlungen. Heft 12: G. Bauer, Unitätsdirektor, Der Wandel im Licht (Rechtfertigung und Heiligung). Heft 13: D. E. Sachsse, Prof., Wie predigen wir das Evangelium den Gemeinden der Gegenwart? Heft 14: D. A. Seeberg, Prof., Das Leiden der Christen. Barmen, Wuppertaler Traktat-Gesellsch. 1906. Je 40 Pfg.

Büttner, D. J. S., Mit Christo verborgen in Gott. Ein Jahrgang Predigten. Hannover, Feesche 1906. 7 Mk., geb. 8 Mk. — Praktisch und klar, aus der Arbeit an Diakonissen entsprungen, mögen die Predigten den Anstaltsgeistlichen besonders willkommen sein. Aber sie verdienen in ihrer lebendigen Frische den weitesten Leserkreis.

Hunzinger, Lic. Dr. A. W., Lutherstudien. 2. Heft, 1. Abt.: Das Furchtproblem in der katholischen Lehre von Augustin bis Luther. Leipzig, Deichert, 1906. 2,60 Mk. — Gerade in den dogmatischen Kämpfen der Gegenwart ist die Prüfung der Grundlagen unsres Glaubens von besonderem Wert. Um Luthers Lehre von der Reue und Buße zu verstehen, ist es nötig auf Luthers Wurzeln in der katholischen Kirche zurückzugehen. Die vorliegende Schrift, die die Zeit von Augustin bis zur germanischen Mystik umfaßt, wird den Theologen unter unsern Lesern durch neue Gesichtspunkte viel Interessantes bieten. Z.

Kaiser, D. P., Die Bergpredigt des Herrn. III. Das Vaterunser. 2. Aufl. Leipzig, Deichert 1907. 1,10 Mk., eleg. geb. 2,30 Mk. — Diese Predigten sind etwas ganz Besonderes, schriftgemäß, anziehend durch die geistvolle Sprache, fesselnd durch Geschichten und Bilder aus dem Leben. Z.

Baumann, E., Christenspiegel. Tägliche Andachten aus Heiliger Schrift und Erfahrung. Leipzig, Strübig. 3 Mk., geb. 4 Mk. — Der Verf. meidet die „Sprache Kanaans" und bringt doch die alte Wahrheit. Das ist ein großer Vorzug vor den meisten Andachtsbüchern, vor den alten wie vor den modernen. Gut gewählte Liederverse umrahmen jede Andacht. Z.

Frank Thomas, Das Kreuz Christi. — Derselbe, Leben in Christo. Deutsch von P. K. Höhne. Leipzig, Eger 1906. Je 1 Mk., geb. 1,50 Mk. — Die beiden Schriften, ursprünglich Predigten, des auch in Deutschland bekannt gewordenen französischen Schweizers haben apologetische Tendenz, aber auch erbauliche Kraft. Sie wollen evangelisieren. Z.

Druck: Christliches Verlagshaus, Stuttgart.